



Konrad Gröndler

Sagen,

Befichtiten und Schmuereu

aus dem

Freis Seeleu

Befehlungen

aus dem Oberland

**Sagen, Geschichten und Schnurren
aus dem Kreis Seelow**

gesammelt und bearbeitet

VON

Dr. Konrad Gründler

Illustrationen: Helge Koch

Rat des Kreises Seelow, Abteilung Kultur
Seelow 1980

Vorwort

Bei der Bearbeitung von Dorfchroniken im ehemaligen Oberbarnim und Land Lebus fand ich Sagen, Geschichten und Märchen, die mir zu wertvoll und schade erschienen, sie in der Vergessenheit zu belassen. Sie geben uns Einblick in die Sehnsüchte und Hoffnungen, Sorgen und Nöte, in Ereignisse und persönliche Erlebnisse der Bevölkerung, in ihre gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Lage, ihre Auseinandersetzungen mit Ausbeutern und Unterdrückten, besonders im Feudalismus und Kapitalismus, die die jeweils herrschende Klasse in ihrer Überlieferung größtenteils bewahrt übersah oder in eigenem Interesse verfälschte. Diese Sagen und Geschichten entstanden ja in einer Zeit, die fast ausschließlich auf mündliche Nachrichtenübermittlung angewiesen war und das oft Unbegreifliche in Natur und Gesellschaft mit den Mitteln des jeweils gegenwärtigen, oft noch primitiven Wissens- und Erkenntnisstandes erklären und deuten konnte. Oft stand auch, besonders bei den Geschichten und Schnurren, die Lust am Fabulieren Pate.

Unter diesen Geschichten und Schnurren finden sich auch solche, die von Persönlichkeiten erzählen, die mit der Geschichte des Oderbruchs und besonders mit der historischen Entwicklung im jetzigen Kreis Seelow eng verknüpft sind. Ich nenne hier den König Friedrich II. und aus älterer Zeit den Feldmarschall Georg Derfflinger, seit 1648 Gutsbesitzer auf Gusow und Platkow.

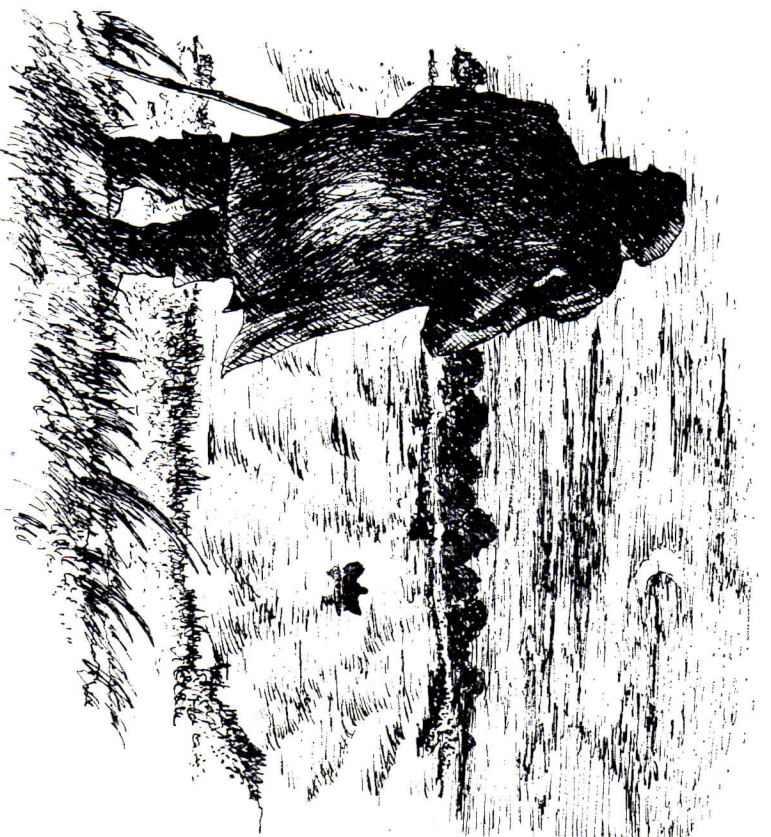
„Keineswegs ignorieren wir die Grenzen dieser und anderer Persönlichkeiten der deutschen Geschichte, ihre negativen Züge, ihr widerspruchsvolles Verhalten oder auch die historische Tragik, in der sie sich verstrickten.“ (Erich Honecker, Wortlaut des Interviews für das Buch „Aus meinem Leben“ in der Reihe „Leaders of the world“, Neues Deutschland vom 26. August 1980, Seite 4.) Aber wir beherzigen auch, was Theodor Fontane in seinem Kapitel „Der alte Derfflinger“ (Wanderungen durch die Mark Brandenburg, zweiter Teil: Das Oderland, Barnim—Lebus, Berlin 1976, Aufbau-Verlag, Seite 213) über die Derfflinger-Geschichten urteilt: „Und warum uns auch gewaltsam um jeden hübschen poetischen Zug in unserer Überlieferung bringen!“ — Wenn schadet das? Wer ein feines Gespür dafür hat, vermag auch aus der vermeintlichen Glorifizierung eines Königs Leid und Freud der Ironenden Untertanen herauszuhören.

Noch ein Wort zu dem Versuch, die Sagenüberlieferung zu rubrizieren in Sagen, Geschichten und Schnurren. Der Versuch ist hier gemacht. Aber eins ist dabei zu bedenken: Wo liegen hier die Grenzen? Wo und wann läßt sich das Leben rubrizieren, ohne daß ein Rest bleibt? Das Leben ist ja in Wirklichkeit so bunt und vielseitig, daß es immer wieder jede Schematisierung sprengt.

Hier geht es darum, sie vor der Vergessenheit zu bewahren. Denn sie gehören zur schönsten Volkskunst, fürs Volk erzählt, oft nur weitergesagt von Generation zu Generation, dann auch überliefert und aufgezeichnet von Schältern, Lehrern, der natürlichen Erzählergabe und ihrer Bildung

entsprechend. Sie möchten Freude und Hingabe für die Heimat wecken und beleben, die heute — endlich — dem Volke gehört. Ich liebe meine neugeborene, sozialistische Heimat und wünsche allen Lesern die Freude, die ich beim Sammeln dieser fast vergessenen Sagen und Geschichten immer wieder empfunden habe. Mein besonderer Dank gebührt dem Rat des Kreises Seelow, besonders den Vertretern der Abteilung Kultur, die diesen Druck ermöglichten.

Dr. Konrad Gründer



Das spukende Schiffermädchen

Vor vielen Jahren lag einmal ein Schiffer mit seinem Kahn in der Oder gegenüber dem Osterlingschen Gehöft bei Groß Neuendorf vor Anker. Es hatte über Nacht stark geregft, so daß das Deck des Kahns schwer zu passieren war. Die Tochter des Schiffers, ein hübsches Mädchen, machte sich auf dem Deck zu schaffen, rutschte aus und fiel ins Wasser. Der Schiffsknecht, ihr Bräutigam, stürzte ihr nach, um sie zu retten; doch auch er fand den Tod in den Wellen.

Der Leichnam des schönen Mädchens wurde noch am selben Tag aufgefunden und konnte geborgen werden, der Bräutigam nie. Nach damaliger Sitte wurde die Leiche der Ertrunkenen am Ufer bestattet, gegenüber der Stelle, wo der Unfall geschah.

Doch die verunglückte Braut fand keine Ruhe im Grab. Sie sucht noch jetzt, vom Damm oder von einem Kahn aus in die Fluten spähdend, auf der Oder nachts ihren Bräutigam; sie hat ihn aber immer noch nicht gefunden.

Wenn einer sie erblickt, darf er sie nicht ansprechen, sonst wird sie plötzlich unsichtbar und hockt dem Sprecher auf. Er muß dann eine zentnerschwere Last bis zum nächsten Dorf mitschleppen. — So kam einst ein Einwohner aus Neundorf spät abends den Damm entlang. Da sah er auf einmal auf der Oder einen Kahn und rief: „Luise!“ — so hieß nämlich das Schiffermädchen. Plötzlich sah er den Kahn nicht mehr, hatte aber nunmehr eine solche Last auf den Schultern hocken, daß er sich nur mühsam vorwärts schleppen konnte. Schweißtiefend erreichte er schließlich das erste Haus des Dorfes. Dort brach er halbtot zusammen und vertief in eine schwere Krankheit.

Holt über!

Als noch bei Groß Neundorf die Fähre über die Oder in Betrieb war, vernahmen die Fährleute öfters noch spät abends den Ruf: Holt über! Sie leisteten aber nur mit Widerstreben um diese Zeit Folge, meist nur dann, wenn ihnen die rufende Stimme bekannt war und die Leute ihren Namen nannten; denn sie waren schon wiederholt gründlich genarrt worden.

Wenn sie auf den bekannten Ruf an das jenseitige Ufer gefahren waren, war meist niemand dort, und wenn sie dann tiefen, erhielten sie keine Antwort. Kaum aber waren sie wieder eine Strecke zurückgefahren, erscholl die fremde Stimme von neuem, rechts oder links vom Landungsplatz. Ruderten sie dann noch einmal zurück, zeigte sich ihnen ein altes, gekrümmtes Weib mit flatterndem, zottigem Haar. Es rief: „Hier bin ich!“, klatschte in die Hände, schlug ein höhnisches, weithin schallendes Gelächter auf, wurde immer kleiner und kleiner und verschwand zuletzt spurlos. Man erzählt, das alte Weib sei zu seinen Lebzeiten eine Hexe gewesen, die viel Unglück in der Gegend verschuldet und sich endlich aus Lebensüberdruß in der Oder ersäuft habe. Zur Strafe für ihr ruchloses Leben kann sie im Tode keine Ruhe finden und muß des Nachts an den Ufern des Stroms umherirren, wobei sie den Fährleuten und Reisenden allerlei Streiche spielt. Daher beeilen sich die Leute stets, noch vor Einbruch der Dunkelheit das sichere Ufer der Oder zu erreichen.

Ein kopfloses Tier

Wer früher um Mitternacht die Brücken des Barmimer Weges oder die Warnitz-Brücke bei Groß Neundorf benutzen mußte, wurde häufig von einem Tier gängstigt, das bald zur Linken, bald zur Rechten des Wanders auftauchte. Was es eigentlich war, konnte man nie genau feststellen — Kalb oder Schaf —, das Tier besaß keinen Kopf.

Wenn es an den einsamen Wanderer herankommt, muß man es streicheln, sonst führt es ihn in die Irre oder stürzt ihn über das Brückengeländer ins kalte Wasser.

Bei einem Fuhrwerk läuft das kopflöse Ungeheum bald vor, bald neben dem Wagen und macht dadurch die Pflerde schen, daß sie durchgehen. Steigt man aber ab, um es zu streicheln, dann kann man unangefochten weiterfahren, darf jedoch in derselben Nacht den Rückweg über diese Brücke nicht wieder nehmen.

Mancher, der das Tier nicht streichelte, hat großen Schaden erlitten. Ja, einige tolldreiste Bauern haben hier früher ihr Leben eingebüßt.

Hexen

Hexen kommen oft als Katzen, besonders weiße, vor. Darum darf man keine fremde weiße Katze schlagen oder anschreien, vor allem nicht nach Sonnenuntergang.

In einem Dorf nicht weit von Gusow begegnete einmal ein fremder Kater einem Mann und fragte ihn: „Was macht eure Katze?“ Der Mann erschrak und machte, daß er nach Hause kam. Als er zur Stube hineintrat, sagte er zu den Seinigen: „Denkt euch bloß, eben ist mir ein großer Kater begegnet und hat mich gefragt, was unsere Katze macht!“ Kaum hatte er das gesagt, sprang die Katze, die in der Hölle hinter dem Ofen gelegen hatte, hervor und schrie: „Was fällt denn dem ein?“ Und fort war sie, zum Fenster hinaus, und keiner hat sie je wieder gesehen.

Katzen, die Hexen sind, darf man nur mit einem abgenutzten Besen schlagen, dessen Stiel mit kreuzweis eingeschlagenen Nägeln befestigt ist. — Als einst ein Mann mit einem solchen auf die Katzen einschlug, die vor seinem Haus Lärm schlugen, liefen sie heulend davon, und ein alter Kater schrie: „Hättest du nicht solchen Besen genommen, hättest du es büßen müssen!“

Das Männlein mit dem roten Kragen

Zu einem Kossäten in Gusow kam eines Tages sein reicher Nachbar; von dem erzählt wurde, er stehe mit dem Bösen im Bunde. Mit ihm zusammen trat ein Männlein ein, das einen schwarzen Mantel mit einem roten Kragen trug. Der Kossät bemerkte, daß es auf einem Bein hinkte, und wenn er genau hinsah, erkannte er deutlich einen Pferdefuß. Beide setzten sich zu ihm, dann fing das Männlein an zu reden: „Du kannst auch reich werden wie dein Nachbar. Sieh hier das Blatt Papier! Wenn du dir deinen Arm ein wenig ritzen und mit dem Blut deinen Namen hierher schreiben wolltest, würdest du Geld in Hülle und Fülle haben!“

Der Nachbar redete ihm zu zu unterschreiben. Jetzt müsse er sich schinden und plagen und komme doch nicht vom rechten Fleck. Schon war der Kossät daran, diesen Einflüsterungen nachzugeben, da trat seine Frau ein. Sie erkannte sofort, was hier vorging, und fiel mit heftigsten Scheltworten und Schmähreden über die beiden Besucher her. Schließlich wies sie ihnen die Tür. Sie gingen, und der Kossät und seine Frau sahen ihnen nach, wie sie langsam auf das Gehöft des Nachbarn zuschritten und dort eintraten.

Die kopflösen Reiter

Auf dem Weg von Gusow nach Albertinenhof reiten in besonders dunklen Nächten drei Reiter ohne Kopf. Auch an anderen Orten pflegen sie sich zu zeigen.

Da war einmal ein Gusower Wirt zu einem Bekannten nach Sachsendorf geritten. Auf dem Rückweg gab dieser ihm das Geleit bis Dolgelin. Als er umkehrte, hörte er hinter sich ein Pferd traben, und eine Stimme rief: „Nimm mich doch mit!“ Er wandte sich um und sah dicht hinter sich einen Reiter ohne Kopf. Erschrocken gab er seinem Pferd die Sporen und jagte davon; aber der unheimliche Reiter blieb immer neben ihm. Völlig erschöpft kam er zu Hause an. Da war der Spuk verschwunden. Er selbst aber wurde von dieser Begegnung sterbenskrank.

Die beiden Pudel

Zur Zeit, als die Gegend von Ortwig noch von vielen Nebenarmen der Oder durchzogen war, lebten die Bewohner dieses Dorfes fast ausschließlich vom Fischfang. Einer von ihnen war ein ganz besonders tüchtiger und fleißiger Mann, doch es lagen auf seinem Grundstück viele Schulden, die er von seinem Vater hatte übernehmen müssen. So mühte er sich Tag für

Tag, um seine große Familie ehrlich durchzubringen und dabei noch einige Groschen zur Abzahlung der Schulden zu erübrigen. Das wollte ihm jedoch nur schwer gelingen, und oftmals grübelte er, wie er noch mehr schaffen und verdienen könne.

Da klopfte es in einer finsternen Nacht bei ihm am Fenster. Er fuhr auf und vernahm, noch schlaftrunken, aus der Dunkelheit eine Stimme: „Komm an das Ufer des Sees, dort wirst du einen Schatz finden!“ Der Fischer glaubte, ein Bekannter erlaube sich einen Scherz mit ihm, sprang schnell ans Fenster, um den Ruhestörer zu schelten. Doch da sah er niemand mehr. Er legte sich also wieder schlafen. Ebenso erging es in der folgenden Nacht. Als aber in der dritten Nacht die Stimme wieder dieselben Worte sprach, sprang er auf, bestieg seinen Kahn und ruderte über den See.

Am Ufer entdeckte er drei Tonnen, auf jeder lag ein blankes Goldstück. Leider hielten zwei riesige Pudel knurrend und zähnefletschend Wache und hüteten den Goldschatz in ihrer Mitte. Da stand der Fischer nun, aus Furcht am ganzen Leibe zitternd, und wußte nicht, was er machen sollte. Und wieder hörte er die Stimme: „Eine von diesen Tonnen darfst du dir nehmen; sieh aber zu, daß du schnell wieder fortkommst, sonst kostet es dein Leben!“

Schnell sprang er mit einem Satz aus dem Boot, packte eins der Fässer und war augenblicks wieder im Kahn. Die beiden Ungetume stießen ein markerschütterndes Geheul aus, eines tat einen Sprung und flog gleichsam in die Spitze des Kahns, wo es sich dem Fischer gegenüber hinsetzte, drohend die fürchterlich feuerfunkelnden Augen rollend, und fleischte grimmig die spitzigen Zähne.

Mit fast übermenschlicher Kraft lenkte der Fischer sein Boot durch die Wellen. Schon war das heimische Ufer in Sicht. Alles kam jetzt auf Ge wandtheit und Schnelligkeit an. Mit letzter Kraft drehte er blitzschnell den Kahn und setzte mit dem Heck am Ufer auf. Mit einem Ruck riß er die Tonne an sich — ein Sprung, und er stand gerettet am Ufer; das Ruder in der starken Faust, bereit, jeden Angriff der Bestie abzuwehren. Enttäuscht stieß das Ungeheuer ein langgedehntes Jammergeheul aus und war plötzlich verschwunden.

Wohlbehalten brachte der Fischer seinen Goldschatz nach Haus; alle Sorgen hatten nun ein Ende. Oft dachte er an die Gefahren dieser ungewöhnlichen Nacht zurück. Nie wieder aber fuhr er mit der Spitze seines Bootes ans Ufer.

Dieser Brauch, mit dem Heck des Fahrzeuges an Land zu kommen, wurde bald von allen Fischern der ganzen Umgegend angenommen und bis auf den heutigen Tag im Oderbruch beibehalten.

Die weiße Frau auf den Ortwiger Bergen

In der Johannisnacht Punkt 12 Uhr läßt sich auf den Hornschen Bergen bei Ortwig alljährlich eine schöne, junge Frau sehen. Ein langer weißer Schleier verhüllt ihre Gestalt, auf ihrem Haupt trägt sie eine strahlende Krone. Von ihr geht die Sage, sie sei eine verwünschte Prinzessin.

Kommt jemand um diese Zeit zufällig des Wegs daher, muß er die weiße Frau unaufgefordert dreimal um den Berg tragen. Dann ist sie erlöst. Tut er das nicht, wird sie sehr zornig. Entweder dreht sie ihm das Genick um oder sie schleppt ihn mit sich in die Berge hinein. Er sieht das Licht der Sonne nie wieder.

Daher hüten sich die Leute der Umgegend sehr, in der Johannisnacht die Hornschen Berge zu betreten.

Die verwünschte Prinzessin auf dem Reitweiner Schloßberg

Einst hütete ein Schäfer unterhalb der Ruinen auf dem Reitweiner Schloßberg seine Herde. Plötzlich stand vor ihm ein wunderliches Ritterfräulein. Er hatte sich kaum von seinem Erstaunen erholt, da erzählte sie ihm, sie sei eine verzauberte Prinzessin und könne nur alle hundert Jahre erlöst werden, wenn es einem Jüngling gelinge, sie mit kräftigen Armen schnell den Berg hinaufzutragen. Er dürfe dabei aber nicht sprechen, noch sich nach rechts oder links umschauen.

Kurzentschlossen erlaubt der junge, mutige Schäfer die Prinzessin und trägt sie ruhig auf seinen Armen den Berg hinan. Wie er aber auf der Mitte des Berges angekommen ist, braust die wilde Jagd heran. Es tobt und wettert hinter ihm, als sei die Hölle los. Vor Schreck zitternd, sieht sich der Schäfer um. Im selben Augenblick ist seine Last verschwunden. Nun muß die Prinzessin wieder hundert Jahre warten.

Die Sage vom Biergrund in Reitwein

In einer alten Chronik des Dorfes Reitwein lesen wir:

Zwischen dem Kaiser- und Wallberg gelegen, ist ein anmutiges Tal, der Biergrund. Er hatte eine schöne und reine Wasserquelle, so nicht allein zur Viehtränke sehr nützlich ist, sondern das Wasser war auch kranken Leuten heilsam und den Gesunden, zumal den Reisenden, sehr erquickend. Um ihre Erhaltung hat sich 1765 der Organist Frese viel bemüht, welcher oftmals daselbst seinen Spaziergang hatte und sich daran machte, die Quelle zu räumen und mit einem Verdeck einzufassen.

Von dem Namen Biergrund hat man nach der Chronik des Pfarrers Orth um 1766 die Erzählung, es habe ein kranker Handwerksbursche von dem Wasser im Vorbeigehen getrunken und sich kurz nachher besser befunden. Als er einige Zeit darauf wieder vorübergerast, habe er eine Stimme aus dem Tal gehört: „Bezahle dein Bier!“, wodurch seine Undankbarkeit verwiesen worden. Man halte es für eine Fabel; indessen ist aus dem Altertum bekannt, daß die Heiden ihre fontinalia (Brunnenfeste) gefeiert, da man bei den Quellen Kränze von grünen Zweigen, Blumen und Gras aufgehängt... Vor 30 Jahren (also 1736) fand ich noch in unserm Biergrund solche Kränze von Laub und Gras an dem Dorrenstrauch über der Quelle aufgehängt.

Der Name Biergrund ist sehr alt und schon vor 200 Jahren (also 1566) bekannt gewesen. Vielleicht stammt er daher, daß man gesagt, das Wasser sei so gut als Bier, nämlich für Reisende und Kranke.

Herzog Wladislaw vor Lebus

Um 1200 u. Z. war Herzog Wladislaw von Kalisch Herr auf dem festen Schloß zu Lebus. Von hier aus beunruhigte er wiederholt die damalige Niederlausitz durch kriegerische Einfälle. Herr der Lausitz war Markgraf Konrad II. Dieser beschloß, den Störenfried auf Lebus zu züchtigen.

Herzog Wladislaw kam den Lebusern sofort zu Hilfe. Er lagerte sich jenseits der Oder, benachrichtigte den Markgrafen von seiner Ankunft und forderte ihn für den folgenden Tag zu einer Feldschlacht heraus. In Wirklichkeit aber wollte er bei Anbruch der Nacht das feindliche Lager überfallen.

Szupan, einer der vornehmsten Heerführer Wladislaws, suchte vergeblich, dem Herzog seinen Plan auszuweiden. Wladislaw bestand darauf und wart seinem alten, erprobten Diener in heftiger Auseinandersetzung Feigheit und Untreue vor. Szupan wollte diese harten Vorwürfe nicht auf sich sitzen lassen und beschloß, das Vertrauen seines Herzogs wiederzugewinnen.

Die Nacht war klar und ruhig, als das polnische Heer in einiger Enttfernung von Lebus heimlich und still über die Oder setzte. Kaum hatte es drüben festen Fuß gefaßt, trat vor den erstauten Kriegern aus dem dichten Erlengebüsch ein seltsames, hageres Weib hervor und schritt zum Strom hinab. In ihren Händen trug sie ein großes Sieb. Damit schöpfte sie tief in den dunklen Fluten der Oder und füllte es randvoll mit Wasser. Dann kehrte sie zu dem erstauten Fürsten zurück. Kein Tropfen entquoll dem Gefäß. Die Alte redete Wladislaw an: „Das Zeichen ist dir günstig, der Sieg gehört dir!“ Hoch aufgerichtet schritt sie mit dem vollen Sieb den erschrockenen Kriegern voran.

Markgraf Konrad hatte sich nicht täuschen lassen. Längst hatte er die feindlichen Vorbereitungen für einen Überfall bemerkt und sein Heer in vorteilhafte Stellung gebracht. Als sich die Polen schloß Lebus näherten, brach der Markgraf plötzlich mit seinen Getreuen hervor und fiel über die Angreifer her. Die Truppen Wladislaws gerieten in wilde Flucht. Nur die Dunkelheit bewahrte sie vor völliger Vernichtung.

Die alte Wahrsagerin war gleich beim ersten Angriff gefallen. Auch Szupan besiegelte seinen Treueschwur mit seinem Leben. Wie ein Löwe fechtend, fährte er bald mit seinem Blut die Erde.

Der Mönch von Lietzen

Einst verrichtete ein Mönch seinen Dienst in der Kapelle des Lietzener Herrenhauses. Er stammte aus ritterlichem Geschlecht, war jung und wohlgestalt und entbrannte in heißer Liebe zu der Tochter des Schloßherrn. Doch an eine Heirat war nicht zu denken, denn er war durch sein Mönchsgelübde gebunden.

Als das Ritterfräulein eines Tages in den Wald ausgeritten war, schlich sich der Mönch in den blauen Saal des Schlosses, wo das Bild der Geliebten hing. Er nahm es von der Wand, küßte es inbrünstig und geriet in namenlose Verzweiflung. Er verfluchte seine Geburt und sein Mönchstum und stieß sich schließlich einen Dolch ins Herz. Man fand ihn tot neben dem Bild auf.

Doch der Tod brachte ihm nicht die ersuchte Ruhe. Jede Nacht erschien er im Saal, an der Stelle, wo das Bild des schönen Fräuleins noch immer hing. Eine braune Mönchskutte umschloßte sein klapperndes Gebein, und seine leeren Augenhöhlen starrten voll Entsetzen auf das Bild.

So mancher mutige Mann hat ihm aufgelauert und versucht, das Gespenst zu vertreiben, zu erschließen oder gar zu erstechen. Aber Kugel und Schwert prallten von der Gestalt einfach ab. Da hat man denn die Mauer geöffnet, um hinter das Geheimnis zu kommen. Doch der Mönch hat sich nicht vertreiben lassen; er kommt jede Nacht wieder und wird wiederkommen, bis einst das Lietzener Herrenhaus zerfällt.

Die alte Burg in Falkenhagen

Auf der alten Burg in Falkenhagen entstand einst ein gewaltiger Tumult, so daß alle ihre Bewohner in großer Aufregung fortliefen. Nur ein Kind ließen sie hilflos zurück. Nachdem alles wieder ruhig geworden war, wagten es einige kühne Männer, wieder in die Burg einzudringen und das Kind zu holen. Sie fanden es in seiner Wiege, aber ein Bein war ihm ganz verdreht worden, daß die hintere Seite nach vorn stand. Das Kind blieb zeitlebens lahm und lebte als Nonne in einem Kloster.

Von dieser Zeit an hat keiner mehr auf der Burg wohnen wollen. Sie blieb allen Leuten unheimlich und verfiel schließlich.

Das Kind an der Zollbrücke in Gusow

Ein Kossät fuhr mit seiner Schwägerin eines Abends über die Zollbrücke. Plötzlich blieben die Pferde zitternd stehen. Wenn sie nämlich durch die Kreuzleine sehen, können sie Gespenster wahrnehmen. Da erblickten auch die beiden, die auf dem Wagen saßen, ein wunderschönes Kind nackt auf dem Wege liegen.

Die Frau hatte Mitleid und sagte zu ihrem Schwager: „Sieh doch, das arme nackte Kind!“ und wollte absteigen, um es aufzunehmen. Der aber tat einen gräßlichen Fluch und hieb mit der Peitsche auf die Pferde ein. Sie jagten in rasender Eile davon und kamen schweißbedeckt im Gehöft an.

Das Kind war ein Kobold gewesen.

Nachtwächter geht um

Der alte Nachtwächter Raasch hatte lange Zeit in Ortwig seinen Posten getreulich versehen und war nun gestorben. Doch im Grab fand er keine Ruhe. Oft sah man ihn nachts bald hier, bald dort umhergehen, wie er seinen Nachfolger bei der Bewachung des Dorfes unterstützte.

Einst fuhr noch spät in der Nacht der Wagen des Bauern Siewart am Kirchhof vorüber. Raasch, der sich gerade von seinem Grab zu einer nächtlichen Wanderung rüstete, ging hinter dem Fuhrwerk her. Da bemerkten

ihn die Knechte und trieben die Pferde heftig an, um den Geist loszuwerden. Doch so schnell sie auch fuhren, der Geist des Nachtwächters blieb ihnen auf den Fersen, folgte ihnen überall hin und drang sogar bis auf den Scheunenflur vor, wohin der Wagen gebracht wurde, um nachzusehen, ob die Knechte, wie es sich gehörte, ihren Pflichten bis zuletzt nachkommen würden.

Die Knechte waren sehr müde und wollten sich sofort ins Bett begeben, ohne vorher den Pferden noch Futter vorgeworfen zu haben. Da erhielt jeder von ihnen ein paar so deftige Mautschellen wegen ihrer Nachlässigkeit, daß sie wie tot ins Bett fielen und acht Tage lang krank feiern mußten. Auch auf andere Weise soll Raasch als Geist nachts im Dorf umgegangen sein. Daher fürchteten sich alle Leute sehr vor ihm. Und keiner ging nachts so leicht am Kirchhof vorbei.

Bestrafte Neugierde

Ein Ortswiger Bauer kehrte eines Abends spät vom Krug heim und mußte dabei am Kirchhof vorbei. Der Mond ging soeben unter. Da bemerkte er, daß auf dem Friedhof zwei weiße Gestalten mit langen Stöcken aufeinander losschlügen. Der Bauer sah sich das merkwürdige Schauspiel eine Weile verwundert an. Doch als die Männer immer noch nicht aufhören wollten, sich zu prügeln, faßte er sich ein Herz, ging auf die Kämpfer zu und versuchte sie mit seinem Stock zu trennen. Als er aber dazwischen schlug, waren beide Spukgestalten verschwunden.

Erschrocken trat der Bauer seinen Rückweg an. In demselben Augenblick verspürte er eine Last gleich einem Sack Getreide auf seinem Rücken. Schweißgebadet mußte er sie bis vor seine Haustür schleppen. Von seinem Schrecken erholte er sich nicht mehr. Er wurde so krank, daß er innerhalb 24 Stunden starb. Das war die Strafe für seine Neugierde!

Die alte Jungfer

In Ortwig starb vor langer Zeit eine alte Jungfer, die allen jungen Leuten, die sie heiraten wollten, einen Korb gegeben haben soll. Als sie alt wurde und niemand mehr kam, sie heimzuführen, wurde sie zum Gespött für jedermann. Ja, das ging so weit, daß man sie auf dem Friedhof an einer abgesonderten Stelle begrub.

Einst geschah es, daß drei junge Burschen, die spät abends aus dem Gasthof kamen, in übermüdigem Laune dem Nachtwächter das Horn abnahmen und über den Kirchhof zum nach dem Grab der alten Jungfer hin bliesen, um ihr ein Ständchen zu bringen.

Die Strafe folgte dieser Schandtat auf dem Fuß. Den drei jungen Burschen wurde es auf einmal ganz schwarz vor den Augen, eine furchtbare Angst überschlich sie, und sie rannten eiligst davon. Hierbei verunglückten sie alle drei: der eine brach ein Bein, der andere einen Arm, und der dritte fiel sich das rechte Auge aus dem Kopf.

Der schlafende Schuster im Reitweiner Schloßberg

An einem schwülen Sommertag wanderte einst ein Schuster aus Frankfurt an der Oder heimwärts, wo er die Messe besucht hatte. In der Nähe des Reitweiner Schloßberges suchte er Kühlung im Schatten der Bäume und lagerte sich dort. Plötzlich hörte er eine wundersame Musik, und ein reich gekleideter Diener stand vor ihm und lud ihn aufs Schloß ein, dessen Ruinen auf dem Berge stehen. Der Schuster folgte willig seiner Einladung und ließ sich reichlich mit Speise und Trank bewirten. Dann schlief er ein.

Als er erwachte, lag er wieder auf seinem alten Platz am Fuß des Berges unter den Bäumen. Er stand auf und wanderte gedankenverloren seinem Heimatort zu. Zu Hause kam ihm alles fremd und verändert vor. Niemand kannte den Fremdling. Von seiner Familie war keine Spur mehr zu entdecken. Er hatte im Reitweiner Schloßberg hundert Jahre verschlafen.

Der Kobold in Reitwein

In Reitwein lebte vor Jahren ein Bauer, der war von Natur etwas ängstlich. Als er einmal gegen Abend mit seinem Fuhrwerk vom Feld heimkehrte, folgte seinem Wagen ein mageres, schwarzes Hündchen. Vergeblich suchte er es zu verjagen. Ob er auch mit der Peitsche nach ihm schlug, es folgte ihm und kam schließlich mit bis auf den Wirtschaftshof. Dort verkroch es sich in einem Winkel und blieb unbeachtet.

Als der Bauer am andern Morgen den Stall betrat und sein Vieh füttern wollte, war die Arbeit bereits getan und Vieh und Stall schon gesäubert. Im Hof lag das Hündchen tief schlafend auf dem Misthaufen. Mit einem Fußtritt weckte er das Tier und trieb es mit Schlägen vom Gehöft. Winseind lief es davon.

Der Bauer konnte sich nicht erklären, wer die Arbeit im Stall verrichtet hatte, und niemand von seinem Gesinde wollte etwas wissen. Als er am nächsten Morgen wieder in den Stall kam, herrschte dort die größte Unordnung: Das Vieh war verschmutzt und die Futterkrippen mit Mist gefüllt.

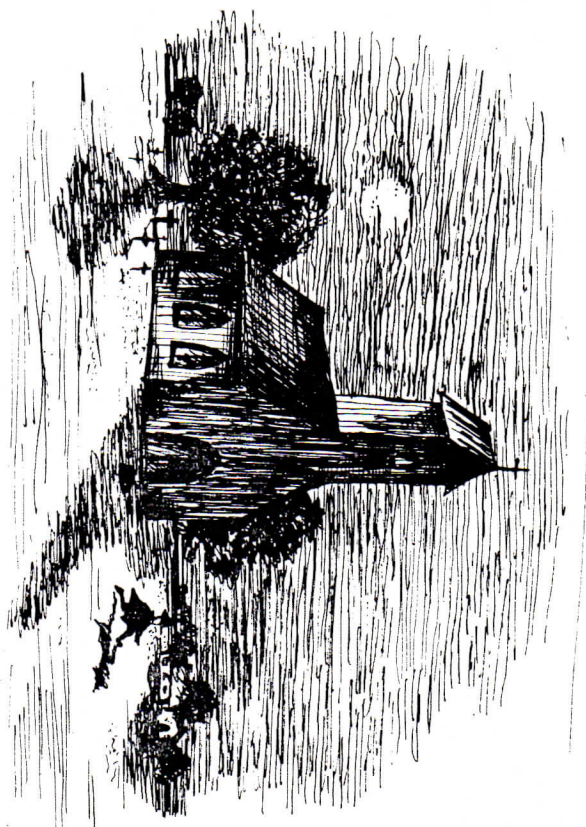
Jetzt merkte der Bauer, wer das getan hatte — der Kobold. Von ihm hatte er schon gehört: Der Kobold sei ein winzig kleines Männchen in Stulpenstiefeln, roter Hose, schwarzen Frack und einem hohen Zylinderhut. Wenn es sich einmal auf einem Hof niederlasse und dort gut behandelt werde, bringe es Hilfe und Reichtum. — Und er hatte den Kobold verjagt! Denn sicher hatte sich dieser in das schwarze Hündchen verwandelt.

Eifrig suchte der Bauer das ganze Grundstück ab, kein Winkel blieb undurchforscht. Wie wollte er jetzt das Hündchen pflegen, das ein Kobold war! Aber alles Suchen war vergeblich. Das Tier blieb verschwunden.

Nach vielen Wochen sah er es zufällig wieder auf dem Hof seines Nachbarn. Er suchte es an sich zu locken, damit es wieder auf seinen Hof käme. Aber es wich ihm aus und lief auf den Nachbarn zu. Der streichelte es, als es sich an ihn schmiegte, und lachte den Bauern aus, als er es von ihm forderte. Bei seinem Nachbarn gedieh fortab alles zum besten, während ihm alles mißriet, er mochte beginnen, was er wollte.

Da fraß sich schwarzer Neid in sein Herz. Er ging zum Dorfschützen und klagte seinen Nachbarn an, er stehe mit einem Kobold im Bunde. Darauf rief der Schutze die Schöppen zusammen, sie beschloßen, zusammen mit dem Nachwächter den Kobold aufzuspüren und zu fangen. Vom Bauern angeführt, betraten sie den Hof des Nachbarn. Als sie in den Stall kamen, bewarf sie einer mit Dungfladen und Dreck. Schleunigst ließen sie zurück über den Hof nach der Küche. Kaum waren sie dort über die Türschwelle getreten, flogen ihnen auch schon Töpfe und Tiegel gegen den Kopf, ohne daß sie jemand sehen konnten. Da rannten sie, was sie konnten, hinaus auf den Hof. Keiner wagte jemals wieder, den Kobold zu suchen.

So blieb er beim klugen Nachbarn, hatte es gut und brachte ihm Glück bis an sein Lebensende.



DER WECHSELTALER

Der Wechseltaler

Um zu einem Wechseltaler zu gelangen — so ging früher die Sage in Groß Neudorf —, mußte man sich eine pechschwarze Katze mit ebenfalls pechschwarzen Augen verschaffen. Sie wurde in ein Tuch gesetzt, das mit einem kunstvoll geschützten Knoten zugebunden wurde. Dann öffnete sich gegen 12 Uhr dreimal um die Kirche getragen wurde. Am Silvesterabend die Kirchentür; worauf man das Tuch mit der Katze hineinwerfen mußte. Wie der Blitz erschien der Teufel, ergriff das Bündel und versuchte, schnell den Knoten zu lösen und die Katze zu betreiben. Gelang ihm dies, bevor der Überbringer sich unter das schützende Dach eines Hauses hatte flüchten können, gehörte seine Seele dem Teufel. Schaffte es der Böse inzwischen nicht, den Knoten zu öffnen, lag auf der Stelle, wo das Bündel hingefallen war, ein blanker Taler.

Das war ein Wechseltaler. Er besaß die Eigentümlichkeit, immer wieder, wenn er ausgegeben war, zu seinem ehemaligen Besitzer zurückzukehren und außerdem noch das Geld, was sein neuer Herr besaß, mitzubringen.

Die versunkenen Glocken in Platkow

Die Gegend zwischen Platkow und Paschenbrück heißt heute noch „Alt-Platkow“. Dort hat einst das alte Platkow gestanden, ehe es unterging. Bei der „Dielskippe“ sank der Glockenturm in die Alte Oder. Am Johannisfest kann man noch heute in der Mittagsstunde die Glocken läuten hören.

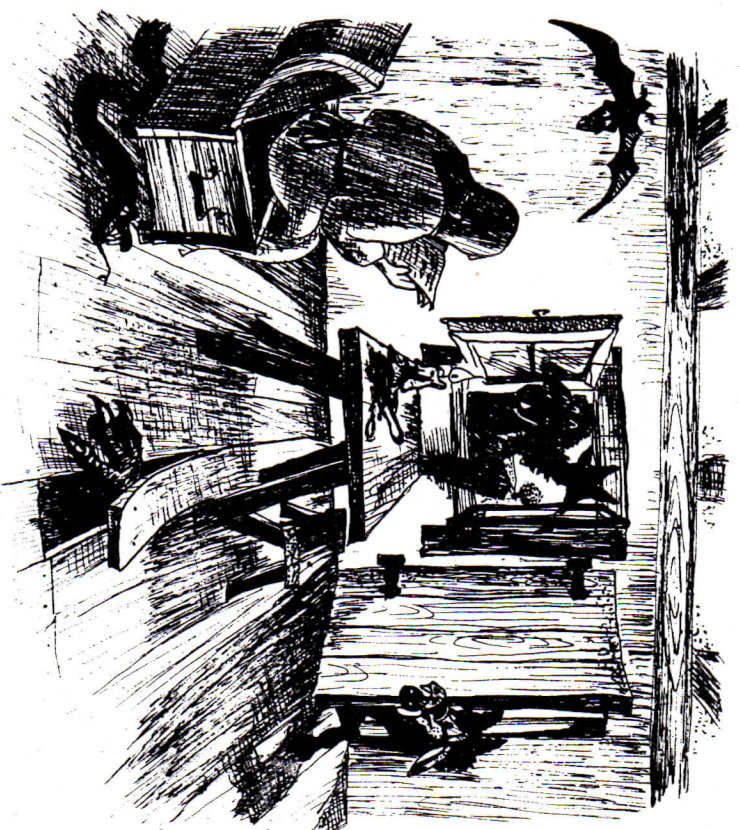
Einst fischten nachts Fischer an dieser Stelle. Plötzlich wurde das Netz ungeheuer schwer. Sie wollten es an Land ziehen; aber so sehr sie sich auch mühten, nur langsam brachten sie es unter Aufbietung aller ihrer Kräfte nur Stück für Stück vorwärts. Und als sie es glücklich am Ufer hatten, entfuhr einem der Knechte ein kräftiger Fluch. Mit einem plötzlichen Ruck zogen sie es — leicht und leer — an Land. Es war zerrissen. Aus der Tiefe aber hörten sie ein wunderbares Klängen. Sie hatten die Glocken im Netz gehabt. Jetzt sanken sie wieder nieder auf den Grund.

Der Schuster und sein „Kurakter“

In Gusow lebte ein Schuster. Er besaß einen „Kurakter“, eine Schrift, die mit roter und schwarzer Tinte geschrieben war. Die schwarze Schrift durfte man getrost lesen, ohne daß etwas Besonderes geschehen wäre. Wenn man aber das Rotgeschriebene las, passierte allerlei.

Eines Tages arbeitete der Schuster auf dem Feld. Ein Mädchen, das ihm den Haushalt führte, öffnete neugierig die Kommode, in welcher der „Kurakter“ lag und begann in ihm zu lesen, auch die rote Schrift. Da krochen und stürzten allerlei Untiere von allen Seiten zur Stube herein, daß dem Mädchen angst und bange wurde. Der Schuster hatte inzwischen auf dem Feld ein unruhiges Gefühl, daß zu Hause etwas nicht in Ordnung sei. Darum eilte er zurück, riß dem lesenden Mädchen den „Kurakter“ aus der Hand und begann selber die rote Schrift von rückwärts zu lesen. Da krochen die Untiere langsam wieder zum Hause hinaus.

Auf dem damaligen Amt Wollup haben sie später dem Schuster seinen „Kurakter“ weggenommen und ins Feuer geworfen. Er brannte lichterloh, und sie konnten deutlich erkennen, wie er völlig verbrannte. Doch da lachte der Schuster nur und rief: „Was wollt ihr denn? Seht her!“ Er griff in die Tasche und zog seinen „Kurakter“ völlig unverseht wieder heraus. Da haben sie denn einen Scharfrichter geholt. Der verstand sich auf solche Sachen. Als er den „Kurakter“ ins Feuer warf, verbrannte er wirklich, und der Schuster bekam ihn nie wieder zurück.



Der starke Schapelow von Quilitz

Das Dorf Quilitz — heute Marxwalde — gehörte einst dem Herrn Joachim von Schapelow, der zur Zeit des Kurfürsten Johann Georg gelebt hat, in Quilitz gestorben und in der Kirche daselbst beigesetzt ist, wo man noch lange seine Grabinschrift hat lesen können. Von ihm wird erzählt, daß er einmal einen ungeheuer großen und starken Mann, den ein fremder Fürst nach Berlin mitgebracht hatte und mit dem er auf Befehl des Kurfürsten seine Kräfte hatte messen müssen, nicht nur niedergeworfen hat, sondern ihn auch erneut ergreif, an den Händen festhielt und zum Fenster hat hinauswerfen wollen.

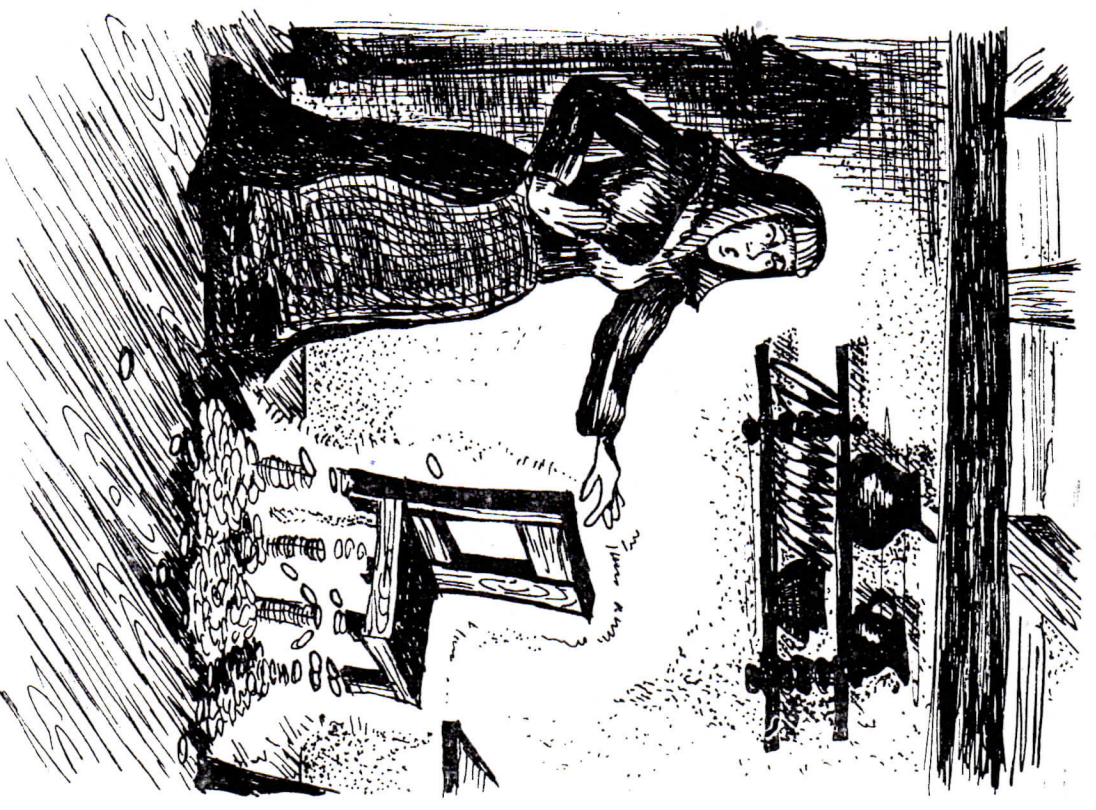
Das erlaubte ihm aber der Kurfürst nicht. Dafür habe er ihm gestattet, aus dem kurfürstlichen Weinkeller so viel Wein zu holen, wie er mit einem Mal hinstreichen könne. Da habe Schapelow ein Faß Wein unter dem rechten Arm, eins unter dem linken, ferner in jeder Hand mit vier Fingern am Spundloch je eins, insgesamt vier Fässer Wein aus dem Keller getragen. Der Kurfürst aber sagte: „Schapelow! Schapelow! Diesmal mag's gelten; wir werden dich aber wohl nicht wieder in unsern Weinkeller schicken!“

Die evangelische Bratwurst aus Seelow

Ritter von Schapelow, gewalttätig und gefürchtet im ganzen Land, ritt da einst, im Jahre 1551, mit vier Kriegsknechten und Alt-Langower Mönchen durch die Seelower Feldmark. Da trafen sie auf einen jungen Mann, abgezehrt, mit tiefliegenden dunklen Augen und langen braunen Locken. Schapelow warf ihm eine Münze zu: „Da, heb auf!“ — „Bettelgroschen mag ich nicht!“ war die Antwort. „Was, du Strohh und Hungerleider, ist dir die kurfürstliche Münze nicht gut genug?“

„Bettelgroschen mag ich nicht!“ wiederholte der junge Mann. „Ich bin ein armer Prädikant aus Wittenberg und auf dem Wege zu einer Pfarrstelle in Seelow. Der Propst Koppin ist von dort wegelaufen. Er wollte keine evangelische Bratwurst fressen.“

Handschriftlich aus Seelow



Die Historie von der Magd, die Geld gefressen hat

Im Sommer 1536 oder 1538 trug es sich zu, daß eine Magd, Max Fischers Tochter aus Lebus mit Namen Gertrud, vom Teufel besessen wurde. Er hatte sich ihr als Kriegsmann genähert und viel Geld versprochen, wenn sie ihm zu willigen sei. Sie ging in ihrer Dummheit darauf ein.

Was sie fortan berührte, Mauer oder Wand, Tisch oder Bank oder Kleidungsstücke, alles verwandelte sich unter ihren Händen in klingende, damals gültige Münzen, in märkische, pommersche, meißnische, polnische und böhmische Groschen und Pfennige. Die Münzen steckte sie in den Mund, zerkaute sie unter abscheulichem Zähneknirschen und verschluckte sie schließlich stückweise. Das trieb sie so einige Wochen. Bald entstand ein außerordentliche Wunder zu begaffen. Ja, einige von den Besuchern hielten ihr die Hände fest, brachen ihre geballten Fäuste auf, um ihr die Münzen fortzunehmen und als Andenken mit nach Hause zu nehmen. Dabei schrie dann die Magd ganz jämmerlich und geriet in große Wut. Zuletzt zerkaute sie Nadeln und verschluckte sie.

Dieses Unwesen wurde der Obrigkeit bald zuviel, insbesondere der Geistlichkeit. Sie brachten sie nach Frankfurt an der Oder, wo es gelang, die arme Magd vom Teufel zu befreien. Wenn man sie später fragte, was mit ihr geschehen sei, wußte sie von nichts mehr. Noch lange Zeit arbeitete sie zufriedenstellend und ohne Aufsehen zu erregen in Frankfurt.

Vom Schneidergesellen zum Feldmarschall

Georg Derfflinger, seit 1648 Gutscherr auf Gusow und Platkow, stammte aus ärmerlichen Verhältnissen. Mit sechzehn Jahren beendete er seine Lehre als Schneider und ging auf Wanderschaft. Bei Tangernünde wollte ihn der Fähnman nicht über die Elbe übersetzen, weil er kein Geld im Beutel hatte. Da stand er traurig am Ufer und wußte nicht wohin. Er wollte ja nach Berlin, um dort sein Brot zu suchen.

Indes kamen andere Leute und wurden über das Wasser gefahren, ohne daß sie etwas dafür bezahlten. Derfflinger fragte, wie das käme und was für Leute das seien. „Ja“, hieß es, „das sind Soldaten, die kommen überall auch ohne Geld durch!“ — „Ei“, dachte Derfflinger, „so ist's besser, ein braver Kriegsmann zu werden als ein Schneider!“ Sogleich flog sein Bündel mit dem Handwerkszeug in die Elbe, und er ließ sich als Reiter anwerben.

Als einfacher Dragoner konnte er eines Nachts nicht schlafen. Unruhig wälzte er sich auf seinem Strohlager hin und her. Das störte seinen Zeltkameraden. Der schimpfte laut und fragte, was denn los sei. „Ach“, sagte Derfflinger, „ich kann nicht schlafen, weil mich der Gedanke quält, ob ich nicht noch mal General werden kann.“ — „Quatsch!“ sagte der andere, „lieg' und schlaf, ein Lumpenhund wirst du, aber kein General!“

Derfflinger wurde aber doch General, ja sogar Feldmarschall und stand bei seinem Landesherrn hoch in Ehren. Einst kam er in ein Städtchen. Dort fiel ihm der Name des Bürgermeisters auf. Er erinnerte sich an seinen ehemaligen Kameraden und fuhr sogleich zu seiner Wohnung. Der Bürgermeister kam eiligst herbeigestürzt, die Mütze in der Hand. Wirklich, da stand vor ihm sein ehemaliger Kriegskamerad. Barsch fuhr Derfflinger den Bürgermeister an: „Kamerad, wir kennen uns wohl noch?“ „Ja“, erwiderte dieser ganz verlegen. „Nun, wie ist's, bin ich ein Lumpenhund geworden?“ Der Bürgermeister entschuldigte sich, er könne sich nicht mehr recht an das erinnern, was er einst gesagt habe. Er bitte indes um Verzeihung, unter Kameraden nehme man es nicht so genau. Da sprang Derfflinger aus seinem Wagen, umarmte ihn, klopfte ihm auf die Schulter und fragte, ob er etwas Gutes zu essen habe. „Schinken, geräucherter Würste, Fische und Krebse haben wir zu Hause“, sagte der Bürgermeister. „Und ich habe dazu guten Wein!“ rief Derfflinger. „Laß uns essen und trinken und guter Dinge sein!“ Und so gingen sie zusammen ins Haus und aßen und tranken vergnügt miteinander.

Die Sporen des alten Derfflinger

Der alte Generalfeldmarschall Derfflinger beschloß sein Leben in Gusow und wurde dort in der alten Dorfkirche beigesetzt. In früheren Zeiten kamen häufig Besucher in die Gruft. Bei solcher Gelegenheit huschte auch einmal eine alte Frau aus dem Dorf mit hinab und vergriff sich an den Sporen des alten Haudagen. Der Diebstahl kam bald heraus, und der Pfarrer legte ihr die Strafe auf, ganz allein in die Gruft hinauszusteigen und die Sporen wieder an Ort und Stelle zu befestigen. Ihr half kein Bitten und Wehklagen, sie mußte hinunter. Und hatte sie schon in ihren schlaf-

losen Nächten den toten Derfflinger bei sich herumspuken sehen, jetzt sollte sie sogar leibhaftig mit ihm in Berührung kommen.

Voll Zittern und Angst schlich sie zur Gruft hinab. Kaum hatte sie die Sporen wieder befestigt, da erschütterte ein entsetzlicher Schrei das Grabgewölbe. Von Entsetzen gepackt, stützte die Alte ans Tageslicht. Als sie sich an der frischen Luft erholt hatte, erzählte sie, Derfflinger habe sich steil aufgerichtet und ihr eine Ohrfeige gegeben. Bis an ihr Lebensende sprach sie stets mit Schauern davon.

Wahrscheinlich aber hatte sich der alte Küster in der Gruft versteckt und ihr zur Strafe die Ohrfeige verabfolgt. Wegen der großen Erregung, in der sich die Alte befand, und der Dämmerung im Grabgewölbe war sie wohl dieser optischen Täuschung erlegen.

Das Pferd

Um Mitternacht öffnet sich bisweilen die Stalltür des Schlosses von selbst, heraus kommt ein weißer Hengst und trabt um das Schloß herum. Der Nachtwächter meint einmal, das Pferd sei aus dem Stall ausgebrochen, und wollte es zurückbringen. Dabei strich er ihm beruhigend über den Bauch. Da platzte der Leib des Pferdes, daß die Eingeweide herausquollen. Die Schloßuhr schlug gerade eins. Das Geisterpferd verschwand. Es war der Hengst des alten Feldmarschalls gewesen.

Die Teerbutte

Auf der Spitze des Platkower Kirchturms befand sich an Stelle einer Wetterfahne ein rätselhaftes Ding in Form eines großen Hutes, das einer Teerbutte nicht unähnlich sah. Die Sage berichtet, daß hier der alte Reitergeneral Derfflinger mit seinem Wagen vorbeigekommen sei. Da scheuten die Pferde. Aus Ärger darüber sei er mit dem Wagen über den Kirchturm hinweggefahren. Dabei sei die Teerbutte an der Kirchturmspitze hängengeblieben. Vielleicht aber habe Derfflinger sich auch über den niedrigen Kirchturm lustig machen wollen.

Die Derfflinger-Eiche

Als Derfflinger die Eiche an der Werbiger Grenze gepflanzt hatte, holte er sich aus der ersten Gusower Schulklassen dreizehn Jungen, führte sie zur Eiche, dann legte er jeden über sein Knie und versetzte ihm dreizehn derbe Schläge. Dabei sagte er: „Jetzt werdet ihr behalten, wo die Grenze verläuft. Verrückt sie nie wieder!“

Unter dieser Eiche hat der Alte oft gesessen. Wer um Mitternacht an ihr vorüberfährt, dem bleiben die Pferde wie festgebannt stehen. Sie zittern am ganzen Leibe und tun keinen Schritt mehr vorwärts, soviel man sie auch schlagen mag. Um ein Uhr ist der Bann zu Ende. Der Alte will nicht dulden, daß man um Mitternacht über die Grenze fährt.

Vom Tod des Läufers Unterfutter

Herr von Marwitz, Gutsherr auf Friedersdorf, hatte einen Koch, der hieß Räufer, und einen Läufer, namens Unterfutter. Von ihm erzählte der Enkel die folgende merkwürdige Geschichte:

Läufer wurden damals gebraucht, um dem Wagen, in welchem die Herrschaft fuhr, voranzulaufen. Sie wurden auch zu Bestellungen als Briefträger über Land geschickt. Unterfutter soll ein wahrer Künstler seines Fachs gewesen sein; er brachte es fertig, eine Strecke von zwanzig Meilen hin und zurück in drei Tagen zu bewältigen.

Am 29. November 1744 hatte der Gutsherr seinen Läufer mit einem Brief nach Berlin geschickt. Er wurde am nächsten Tag mit der Antwort zurück-erwartet, blieb aber aus. Inzwischen war hoher Schnee gefallen. Da erschien in der Nacht zum 1. Dezember Unterfütter dem Koch Rüber im Traum und bat ihn dringend, er möge schnell zur kleinen Heide kommen, einem Ort, etwa 1200 Schritte von Friedersdorf entfernt, und ihn erretten; er liege im Schnee begraben und werde erfrieren, wenn er nicht rausgeholt werde. Rüber wächt auf, überlegt, ob er hinausgehen soll, schlägt sich aber die Gedanken aus dem Kopf — was bedeutet schon ein Traum! — und schläft wieder ein. Abermals erscheint ihm der Läufer Unterfütter und bittet dringlicher, es sei höchste Zeit, er liege auf dem und dem Fleck. Da springt der Koch auf, will gehen und sagte es den anderen Diensthofen. Doch die lachen ihn aus; beschämt legt er sich wieder hin und schläft ein. Zum dritten Mal erscheint ihm jetzt Unterfütter, diesmal mit blassem, entstellten Gesicht; jetzt sei es zus spät. Rüber sei schuld an seinem Tod, nun solle er wenigstens für ein ehrliches, anständiges Begräbnis sorgen.

Da wird es dem Koch zu arg. Sollte der Traum doch Wirklichkeit sein? Er nimmt schnell eine Stallaterne und geht, in Begleitung von einigen anderen zur Heide und findet wirklich den armen Unterfütter auf dem bezeichneten Platz — aber erstarrt und tot.

Die beiden Becken in Tucheband

Adalbert Kuhn, unser Altmeister der märkischen Sagen- und Märchenforschung, fand im Frankfurter Matrikelbuch, einer märkischen Pfarrenchronik, die folgende Geschichte, die an dieser Stelle wörtlich wiedergegeben sein mag.

Das Dorf Tucheband hat eine gemauerte Kirche und schönen gemauerten Turm, welches in der Wiesen (im Bruch) nicht leicht finden wird. An der Kirche auswärts gegen der Sonne Aufgang sind zwei messingene Becken eingemauert; wenn die Sonne darauf scheint, geben sie einen Glanz ins Feld wie zwei Sterne; eins steht über das andere. Davon wird unterschieden erzählt, woher sie kämen.

Erläute sagen, es wären zweene Brüder aus dem Dorfe entsprossen, so Balbierer worden und sich in fremden Landen sehr versucht, daß sie in Ruhm gekommen und das Dorf Ehre von ihnen gehabt, sie auch selbst hätten ihr Vaterland mit diesen Becken als Schildereien beehret, ihrer Kunst wegen.

Andere meinten, eine Jungfer von K — II hätt' ein Gestift gemacht und dieselbe zum Denkmal dessen setzen lassen. Es scheint, daß sie so alt als das Kirchengebäude und stracks bei dem Bau hinein gemacht sein, weil die beiden runden Löcher, darin sie stehen, stracks müssen also gemauert gewesen sein, wie die Mauer ist aufgeführt worden.

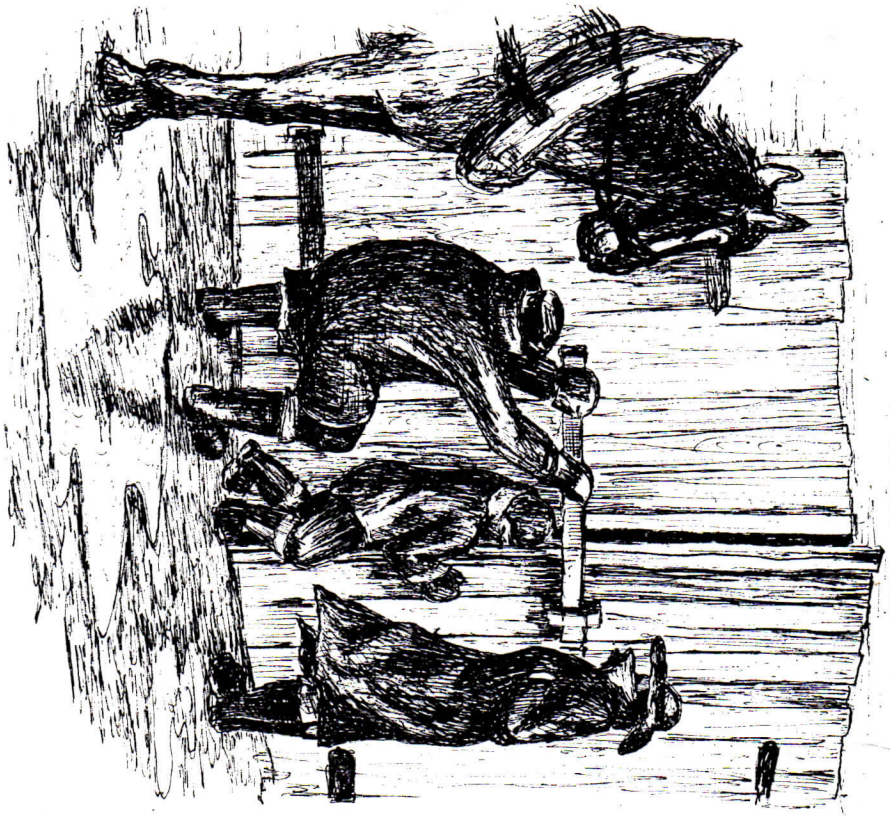
Es sind aber vor Alters Wallfahrten dahin gewesen unter dem Papsttum. Der Erzähler fügt hinzu: Diese beiden Becken sind nach mündlichen Nachrichten noch bis zum Jahre 1794, wo ein Bau an der Kirche notwendig gewesen, seit der Zeit aber verschwunden.

Der Name Wollup

Die Siedlung Wollup im Oderbruch soll nach einer alten Chronik ihren Namen dem landwirtschaftlichen Reichtum des Oderbruchs zu verdanken haben. Da sei alles „voll up“ gewesen, Acker, Wiese, Wasser und Wald. Deshalb erhielt das ehemalige Gut den Namen „Wollup“.

Die Sage erzählt es ganz anders: In früheren Zeiten, als sich die Wege im Oderbruch noch in sehr schlechtem Zustand befanden, fuhr jeder mit seinem Fuhrwerk dort, wo er am besten vorwärtskommen konnte. Damals standen bei Wollup nur wenige Gebäude. Einst suchten bei schwerem Unwetter fremde Fuhrleute hinter ihnen Schutz. Als das Wetter immer schlimmer wurde, versuchten sie, ein Scheunentor zu öffnen. Während sie sich noch darum mühten, kam ein ganz junger Fuhrmann dazu, der gern das große Wort zu führen pflegte. Er hielt mit seinem Wagen an, sprang vom Bock herunter und sagte: „Et is woll up!“ und meinte, das Scheunentor sei auf.

Wenn später die Fuhrleute an dieser Scheune vorbeikamen, sagten sie in Erinnerung: „Et is woll up!“ Und so ist der Name „Wollup“ entstanden.



Friedrich II. und sein Leibkutscher Pfund in Dolgeln

Friedrich II. kehrte auf seinen Reisen oft beim Prediger in Dolgeln ein. Da das Gehalt der Pfarrer damals nur gering war, schenkte Friedrich den Geistlichen, bei denen er einkehrte, jedesmal 100 Taler und vergütete seine Bewirtung außerdem mit 50 Talern. Es wurde zur Gewohnheit, daß die Geistlichen von diesem Geschenk dem Leibkutscher des Königs jedesmal 10 Taler abgaben.

Als der König im Jahre 1782, vielleicht auch 1783, wieder einmal von einer Truppschau zurückkehrte und durch das Oderbruch kam, wollte er wieder in Dolgeln übernachten, weil er sich dort immer wohl gefühlt hatte.

Die Bauern waren inzwischen von weit her gekommen, um ihn zu begrüßen. Schon kam der Feldjäger auf einem Bauernpferd angeprescht. Er glühte vor Hitze, stieg ab und sagte, der König werde in fünf Minuten hier sein. Dann besichtigte er die Unspannpferde, stieg wieder zu Pferde und jagte im Galopp weiter. Unter der Bevölkerung entstand Unruhe. Sollte der König diesmal entgegen allen Erwartungen nicht in Dolgeln bleiben? Bald kam der Page des Königs, ebenfalls beritten, ein Jüngling von 17 bis 18 Jahren, ebenfalls ganz erschöpft, so daß man ihn, als er anhielt, vom Pferde herunterheben und nachher auf ein frisch ausgewechseltes Pferd hinausetzen mußte, weil er kaum mehr die Kraft besaß, allein hinauf-zusteigen.

Dicht hinter ihm folgte der König, ganz allein in einer altmodischen Glaskutsche, in der nur zwei Personen, eine auf dem Vordersitz, eine andere auf der Rückseite, Platz hatten. So saß der „große“ König, auf dem Kopf einen ganz alten dreieckigen Offiziershut, die hintere Krempe nach vorn tief ins Gesicht gezogen, um sich vor der glühenden Sonne zu schützen. Die zerrissenen Hutschnüre baumelten locker herunter, die weiße Generalsfeder am Hut schmutzig und zerfetzt. Seine Uniform war von blauer Farbe, ganz einfach, mit roten Aufschlägen, Kragen und goldenes Achselband alt und verstaubt, die gelbe Weste voller Tabakskrümel. Dazu trug er schwarze Sammethosen.

Der Wagen hielt. Friedrich wandte sich an seinen Kutscher, den berühmten Pfund: „Ist das Dolgeln?“ — „Ja, Majestät!“ — „Hier will ich bleiben!“ — „Nein“, sprach Pfund, „die Sonne ist noch nicht untergegangen. Wir kommen noch recht gut nach Müncheberg. Und dann sind wir morgen viel früher in Potsdam!“ Friedrich ergab sich in sein Schicksal. „Na, wenn es sein muß?“ Die Pferde wurden schnell gewechselt, die Fahrt ging weiter, die Dolgelnier hatten das Nachsehen, vor allem der Prediger.

Was war geschehen? In Dolgelin hatte ein neuer Prediger seinen Einzug gehalten. Er kannte den alten Brauch nicht, dem Leibkutscher des Königs 10 Taler Trinkgeld zu geben. Pfund hatte von ihm, als er das letzte Mal in Dolgelin gewesen war, nichts bekommen. Deshalb setzte er die Fahrt bis Müncheberg fort, wo er vom Bürgermeister Krause seine zehn Taler anstandslos bekam.

Das Seelower Brandlied

Die Kreisstadt Seelow, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in fruchtbarer Gegend als dörfliche Siedlung entstanden, im Jahr 1252 als „Villa Zelou“ (Dorf Seelow) und Gut der Lebusser Kirche zum ersten Mal urkundlich, und dann wieder 1278 bereits als befestigtes Städtchen — opidum Seelowe — erwähnt, hat in seiner vielhundertjährigen Geschichte bis in die Gegenwart hinein viel Leid und Unglück erdulden müssen. 1630 war die Stadt zum größten Teil niedergebrannt. In den Jahren 1634 bis 1639 wüthete die Pest so „erschrecklich“, daß an die 2000 Menschen ihr in Seelow und den umliegenden Dörfern zum Opfer fielen. Das sogenannte „kleine Brandbuch“, vom Prediger Lobach 1791 verfaßt, weiß beweglich von Bränden zu berichten. 1788 war wieder ein verheerendes Feuer ausgebrochen und hatte einen großen Teil der Stadt in Schutt und Asche gelegt.

„Die Stadt ist offen, ohne Mauern und Tore. Die Anlage trägt einen sehr dörflichen Charakter. Eine lange Hauptstraße, von der die kleinen Nebengassen sich abzweigen, zieht sich in gerader Richtung durch die Stadt. Die größtentheils aus Holz bestehenden Häuser sind mit Stroh gedeckt. Nur zehn Häuser in der Stadt sind aus massivem Bauwerk hergestellt.“ So berichtet Bratring in seiner 1805 in Berlin erschienenen Beschreibung der Mark Brandenburg.

Das große Brandunglück vom Jahre 1788 veranlaßte einen Zeitgenossen, dessen Initialen C. F. S. sich unserer Entzifferung entziehen, zu einer Sollicitationsakt in Form eines Gedichtes; dem Seelower Brandlied.

Auforderung zum Mitleid bey dem Unglück der untern
8ten Februar 1788 abgebrannten Seelower.

Bey Gelegenheit der von der Bürgerschaft zu Wrietzen an der Oder
eingesammelten Lebensmittel für Seelows unglückliche
Bürger, von C. F. S.

Wird auch zum Besten der abgebrannten Seelower à 1 Gr. verkauft

Der ist kein Mensch, der Menschen haßt,
Bedrängter Klagen höret,
und doch des Tieffeugeigten Last
nicht mindert — nur vermehret;
der nie den Armen beizustehn,
nie ihm zu helfen trachtet;
der hart und fühllos es kann sehn,
wie sein Mitbruder schmachtet.
Nein! — Wohlzutun sei unsre Lust!
Die edelsten der Triebe
vereinigen sich in unsrer Brust;
denn wahre Nächstenlieb
ist unser aller erste Pflicht!
Durch Härte nie betrüben
und gern zu geben, dem's gebriecht,
das heißt die Brüder lieben.
So wird uns sein der Winter mild,
wenn wir verarmten Brüdern,
die nackend und uneingehüllt
und mit erstarrten Gliedern
des Winters Strenge kaum entfliehn,
nun kleiden, speisen, laben,
uns wenig nur von dem entziehen,
was wir vom Höchsten haben.
Und dies, o Freunde, fordern die,
die jüngst vom Feuer litten —
Hört Seelows Bürger, höret sie:
Erfüllt der Armen Bitten!
Erwärmt, bekleidet und speist mit Kost
den Greis, entblöbte Mütter,
damit der Säugling nicht vom Frost
am Mutterbusen zittre.

Dann werden Seelows Enkel noch
 der späten Nachwelt sagen:
 „Der! Die! — die waren Menschen doch!
 Sie hörten unsre Klagen,
 erbarmten sich und waren mild!
 Es wick des Hungers Würger!“ —
 O, sehet Seelows Elendsbild,
 erfreuet Seelows Bürger!
 Und wischet doch die Tränen ab
 der kummervollen Armen!
 Gott lohnt's, der manchen Freuden gab
 aus Liebe und Erbarmen.
 Steht ihnen bei mit Trost und Rat,
 entfernt des Mangels Plage!
 Gott segnet jede gute Tat,
 hört auch einst eure Klage.
 O, könnt ihr sie noch trostlos sehn,
 die ihres Schicksals wegen
 ohn' alle Schuld verlassen gehn?
 Und wollt ihr nicht erwägen,
 daß, wer noch heute im Besitz
 der Güter dieser Erden,
 dem können auch durch Brand und Blitz
 sie leicht entrissen werden?

Aus schwerer Zeit

Im Oktober und November 1807 war ein Komet zu sehen, den Professor Huth in Frankfurt an der Oder entdeckt hatte. Hatte seine Erscheinung schon damals die abergläubischen Gemüter erregt, so gerieten sie noch mehr in Verwirrung, als sich im Sommer 1811 ein anderer großer Komet zeigte.

Banges Fragen und Raunen ging von Mund zu Mund.
 In Gussow aber, so erzählte man sich, sei dem Nachtwächter um Mitternacht in der Nähe der Kirche ein Männlein begegnet. Es trug einen Sack in den Händen und forderte ihn auf, hineinzugreifen. Beim ersten Griff zog der Nachtwächter eine halbe Ähre heraus, und das Männlein sagte: „So wird es in diesem Jahr sein. Ihr werdet nur die Hälfte ernten.“



RUS SCHWERER ZEIT

Abermals mußte der Nachtwächter hineinlängen. Da zog er eine taube Ähre heraus, und das Männlein sagte: „So wird es übers Jahr sein. Ihr werdet eine Mißernte haben.“ Zum dritten Mal mußte er hineingreifen. Und als er seine Hand herauszog, war sie mit Blut befleckt. Da sagte das Männlein: „So wird es in zwei Jahren sein. Da wird Krieg kommen.“ Dann war es verschwunden.
 Es kam, wie es das Männlein gesagt hatte. War die Ernte 1810 mager, so gab es 1811 eine Mißernte. Die Landleute hatten kaum Korn genug zur Saat. Im Frühjahr 1812 brach Napoleon auf, um mit seiner „großen“ Armee in Rußland einzufallen.

Die Spukecke bei Jahnfelde

An der Chaussee zwischen Trebnitz und Jahnfelde, nahe bei Müncheberg, dort, wo ein Feldweg abzweigt, soll es früher allerlei Spuk gegeben haben. Weit und breit hieß diese Ecke die Spukecke.

Beim Bau der Chaussee fanden Arbeiter hier in einem Graben am Weg drei menschliche Gerippe, daneben Uniformstücke und Knöpfe. Man bestattete die menschlichen Überreste auf dem Jahnfelder Friedhof und setzte an der Stelle, wo sie gefunden waren, einen Denkstein mit der Inschrift:

„Den drei Unbekannten“.

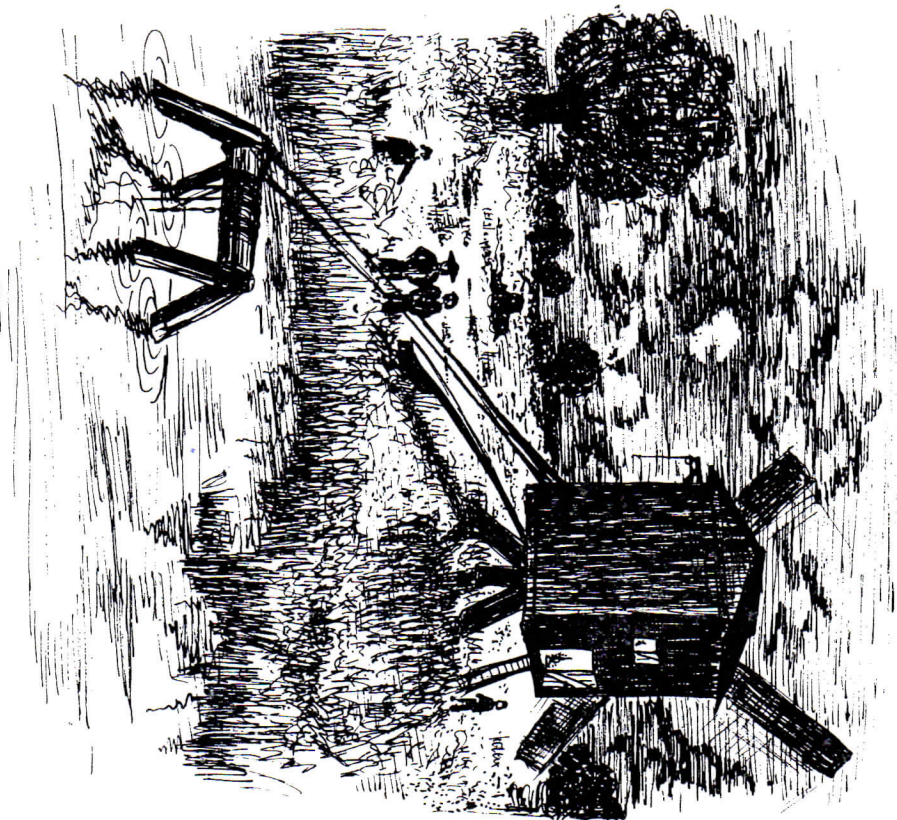
Nun hörte der Spuk auf, und niemals wieder hat man Ähnliches an der Spukecke erlebt; denn jetzt ruhten die drei Unbekannten in geweihter Erde und lagen nicht mehr einsam am Weg, wo bisher ihre Geister zu nächtlicher Stunde umgingen.

Diese Sage hat einen historischen Kern. Im Jahr 1812 waren Verwundete von Napoleons Armee hier vorübergekommen. Drei, die auf dem Marsch gestorben waren, hatte man hier am Wegstrand verscharrt.

Das Totenlager bei Sachsendorf

Zwischen Hahnenow und Sachsendorf liegt ein geräumiger Flecken, auf dem jetzt Vieh gehütet wird. Die Leute nennen ihn das Totenlager. Hier wurden in der Vergangenheit Rüstungen, Musketenhäute, auch merkwürdig gezeichnete und verzerrte Pfeile gefunden. Als ob hier eine Schlacht in früher Zeit geschlagen sei.

Maulwürfe wühlten dort in großer Zahl. Und früher huschten hier jeden Abend viele Irrlichter hin und her. Oft erschienen Reiter ohne Köpfe und andere Gespenster und jagten den Pferdewächtern großen Schrecken ein.



Der Kriegsschatz

Auf ihrem Rückzug aus Rußland kamen im Jahr 1812 die Franzosen auch durchs Oderbruch. Die Wege waren schlecht, der Feind saß ihnen im Nacken. Eine Gruppe von ihnen führte eine schwere Truhe mit der Kriegskasse bei sich. Um sie nicht in die Hände ihrer Verfolger fallen zu lassen, vermineten sie die großen Straßen und zogen auf Umwegen durchs Bruch. In der Nähe von Platkow geriet der Kriegsschatz in Gefahr, verlorenzugehen. Kurz entschlossen versenkten sie ihn in der Nähe der Mühle in Gralnick's Teich. So hat es eine Generation der andern erzählt.

Ende der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts beschloß ein kleiner Kreis vertrauter Männer, diesen geheimnisvollen Kriegsschatz zu heben. Um dem Staat von der Beute nichts abgeben zu müssen, wollten sie die Hebung nur im Dunkel der Nacht vornehmen.

Mit Hacken und Stangen suchten sie den Teich ab, bis sie auf einmal auf einen schweren Gegenstand stießen. Der Kreis der Beteiligten war sorgfältig ausgewählt worden, damit kein Verräter unter ihnen war. Müller, Schmied und Scharwerker waren darunter, um notfalls die erforderlichen Werkzeuge sofort anfertigen zu können. Der Schmied hatte einen riesigen Bohrer zur Verfügung gestellt. Als der entdeckte harte Gegenstand damit angebohrt wurde, zeigte die Spitze des Bohrers einen goldenen Schimmer. Doch die Schatzsucher wollten ganz sicher gehen. Deshalb ließen sie aus Frankfurt an der Oder eine „kluge“ Frau kommen. Diese nahm eine Pfanne, streute Pulver darauf, zündete es an und sprach darüber ihre seltsame Zaubersformel. Auf einmal rief sie freudig aus: „Hier liegt der Schatz, seht, wie gelb die Flamme brennt!“ Und es war dieselbe Stelle, wo sie bereits beim Sondieren mit ihren Stangen den schweren Gegenstand festgestellt hatten.

Mit noch größerem Eifer ging die Sucherei weiter. Große Ketten und Tauen wurden um den vermeintlichen Schatz gelegt. Jedoch weder Menschen- noch Pferdekräfte vermochten ihn zu heben. Da hatte einer der Beteiligten den genialen Gedanken, die Windmühle zu Hilfe zu nehmen. Sie bauten deshalb eine starke Winde, die bei günstigem Wind durch die Mühle angetrieben wurde. Schon strafften sich die Ketten und Tauen, immer höher und höher tauchte der Schatz aus dem Schlamm empor. Man konnte die Truhe schon ganz deutlich erkennen. Auf einmal gab es einen gewaltigen Krach, die Ketten sprangen, und die Tauen rissen. Der Kriegsschatz versank wieder in der unergründlichen, schlammigen Tiefe.

Noch manches Mal haben Leute nach diesem Schatz gesucht, aber man hat nie gehört, daß die Schatzsucher jemals Erfolg gehabt hätten.

Ein bekannter Altertumsforscher meinte, der angebliche Kriegsschatz sei nichts anderes als ein alter, schwerer Baumstamm aus der Urzeit des Oderbruchs, wie man immer wieder einmal einen ans Tageslicht befördert.

Das zweite Gesicht

Der Arbeiter Künstler aus Letschin im Oderbruch besaß das sogenannte „zweite Gesicht“. Tagelang, manchmal sogar wochenlang vorher wußte er, wer in Letschin sterben würde. Dann sah er vor dem wirklichen Ereignis Leidenzüge von noch Lebenden, oft sogar noch gesunden Personen aus Letschin. Und das stellte sich dann hinterher als Wirklichkeit heraus. Manchem Dorfbewohner sagte er seinen Tod richtig voraus.



Es stellte sich bei ihm dann beim „Hellssehen“ ein unangenehmes Gefühl ein, und er sprach nicht gern darüber. Nur hin und wieder tat er es, zum Beweis dafür, daß die Erscheinung auch eintraf.

Als das Flachsspinnen in Letschin noch Sitte war, hatte sich Künstler eines Abends ein Laken umgehängt, um die jungen Mädchen auf dem Nachhauseweg zu „vergrauen“. Da soll eine von ihnen an den Folgen des Schrecks gestorben sein. Seit jener Zeit, so erzählen die Leute, hatte Künstler das zweite Gesicht. Es war die Strafe für seinen leichtfertigen Scherz.



Die goldene Hirschkuh

Kam da einst auf dem Oderdamm bei Kienitz eine goldene Hirschkuh angetrollt. Sie war vom jenseitigen Oderufer herübergeschwommen. Als die Kienitzer Bauern und Fischer sie entdeckten, machten sie sich eilig hinterher, um das wertvolle Tier zu fangen. Kurz vor Groß Neuendorf holten sie es ein und hielten es fest. Wie sie aber versuchten, das Tier nach Kienitz zu bringen, sträubte es sich mit aller Kraft so sehr, daß sie es nicht von der Stelle fortbekamen. Da sagte einer, man solle es doch mit einem Strick fesseln und nach Hause tragen. Da hatte aber keiner einen Strick bei sich. Und wie sie noch hin und her redeten, wie solcher am leichtesten zu besorgen sei, vergaßen sie, die Hirschkuh festzuhalten, und schnell entwischte sie den erstaunten Leuten.

Mifflunzig kehrten sie nach Kienitz zurück. Der Dorfschulze aber, der Klügste im Ort, schickte am nächsten Tag den Schulzenknüppel durch die Häuser mit einem Zettel, auf dem geschrieben stand, die ganze Gemeinde habe sich sofort im Schulzenamt zu versammeln. Hier hielt er den Bauern und Fischern eine harte Strafrede: sie hätten das Glück der Gemeinde verscherzt, deshalb habe fortab jeder Bauer und jeder Fischer oder sonstige Eigentümer von Kienitz immer einen Strick um den Leib zu tragen, damit dieser notfalls gleich zur Hand sei. Übrigens seien, so fügte er belehrend hinzu, ein Strick und ein Käsebrod zwei unentbehrliche Dinge, die jeder Kienitzer bei sich führen müsse, denn damit komme er durch die ganze Welt!

Seit der Zeit heißen die Kienitzer im ganzen Oderbruch die „Strickbauern“.

Die krumme Weide bei Ortwig im Oderbruch

Als die Ortwiger noch keine eigene Kirche besaßen, mußten sie ihre kirchlichen Angelegenheiten in Groß Neuendorf erledigen. — Einst sollte ein Säugling getauft werden. Das mußte natürlich in Groß Neuendorf geschehen. Also machten sich die Paten mit dem Kind dahin auf — wegen des schlechten Weges mit dem Fuhrwerk. Als sie an die Stelle kamen, wo der Weg eine Biegung macht und cänn geradeaus nach Groß Neuendorf weiterführt, kamen sie rechter Hand an einer auffällig krummen Weide vorbei. Sie liebten den Wagen anhalten und bewundernten die seltsame Gestalt des Baumes. So etwas hatten sie noch nie gesehen. Er war doch gar zu krumm gewachsen!

Endlich fuhren sie weiter. Als der Neuendorfer Prediger sie nach dem Namen des Täuflings fragte, wußte ihn niemand; sie hatten über der Bewunderung der krummen Weide ganz vergessen, wie der Täufling heißen sollte. Sie mußten also einen Boten nach Ortwig zurückschicken, um von den Eltern des Kindes den Namen einzuholen.

Wenn sich seit jener Zeit jemand über etwas sehr wundert, dann heißt es im ganzen Odenbruch: Der wundert sich wie die Ortwiger über die krumme Weide!

Der Küster von Reitwein

Von 1567 bis 1573 wirkte in Reitwein der Pfarrer Magister Lukas Peucer, ein Schwager der Tochter des bekannten Philipp Melancthon. Er scheint in einem etwas merkwürdigen Verhältnis zu seinem Küster Graukopff gestanden zu haben.

Der Küster hatte während des Gottesdienstes zu singen, tat das aber nicht immer zum Wohlgefallen seines Pfarrherrn. Einnmal, als der Geistliche soeben die Worte „Der Herr sei mit euch!“ gesprochen, worauf der Küster als Antwort: „Und mit deinem Geiste!“ anzustimmen hatte, verpaßte Graukopff aus irgendeinem Grund seinen Einsatz. Darauf rufte der Pfarrer und „blöke!“ seinen Küster an: „Bäh!“, darauf der Küster, durchaus nicht blöde und befangen, vom Chor herab: „Wedder bäh, bäh!“

Die Frösche von Neubarnim

Wo Frösche sind, da hört man sie auch quaken, sobald die Frühlingssonne sie aus dem Winterschlaf geweckt hat. Und in Neubarnim gab es an schönen Frühlings- und Sommerabenden ein Paddenkonzert nach allen Regeln der Kunst. Die „Bahrschen“ saßen vor ihrer Haustür, hörten nachdenklich zu und wunderten sich gar nicht darüber, daß das Konzert die liebe lange Nacht hindurch währte. Manche Leute wußten sogar nach der Munterkeit oder Schweigsamkeit der Frösche das Wetter zu deuten.

Da war einmal ein Junggeselle. Den ärgerten die Frösche. Er wohnte in unmittelbarer Nähe eines Paddenpfluhls, so daß er das Konzert am besten hören konnte. Es störte seinen Schlaf. Deshalb kam er auf die verruchte Idee, die Frösche umzubringen. Allein traute er sich aber nicht. So ging er zu seinem Freunde, einem tapferen Schneiderlein.

„Fernand, wiste mer 'n Gefallen duhn? Ich jib der ooch 'ne Mark!' — „Jo, warum nicht? 'ne Mark verdien' ich mer jerne“, antwortete der Schneider. „Was soll ich denn duhn?“ — „Na, older Freind, nem' der 'n Knippel un kumm mit un helf mer de Padden in'n Deich dodschlahn! Ich kann keene Nacht schlafen vor das Quaken!“ — „Nä, des duh ich nicht!“ sagte der Schneider und lachte ihn aus.

Der alte Junggeselle rang verzweifelt die Hände und ging traurig nach Haus.

Die Sache sprach sich natürlich herum und wurde überall belacht. Bald fand sich einer, der dem Junggesellen einen Possen spielen wollte. Er fing einen ganzen Scheffelkorb voll Padden und schüttete sie in den „Deich“. Nun war der Teufel los. Die Frösche quakten anhaltender, vielstimmiger, fürchterlicher denn je. Der alte Junggeselle war der Verzweiflung nahe. Da erbarnte sich seiner die Gemeinde und ließ den Paddenpfluh und alle anderen „Deiche“ zuschütten. Seit dieser Zeit gibt es in Neubarnim keine Frösche mehr.

Warum die Oderdämme nicht ganz gerade sind

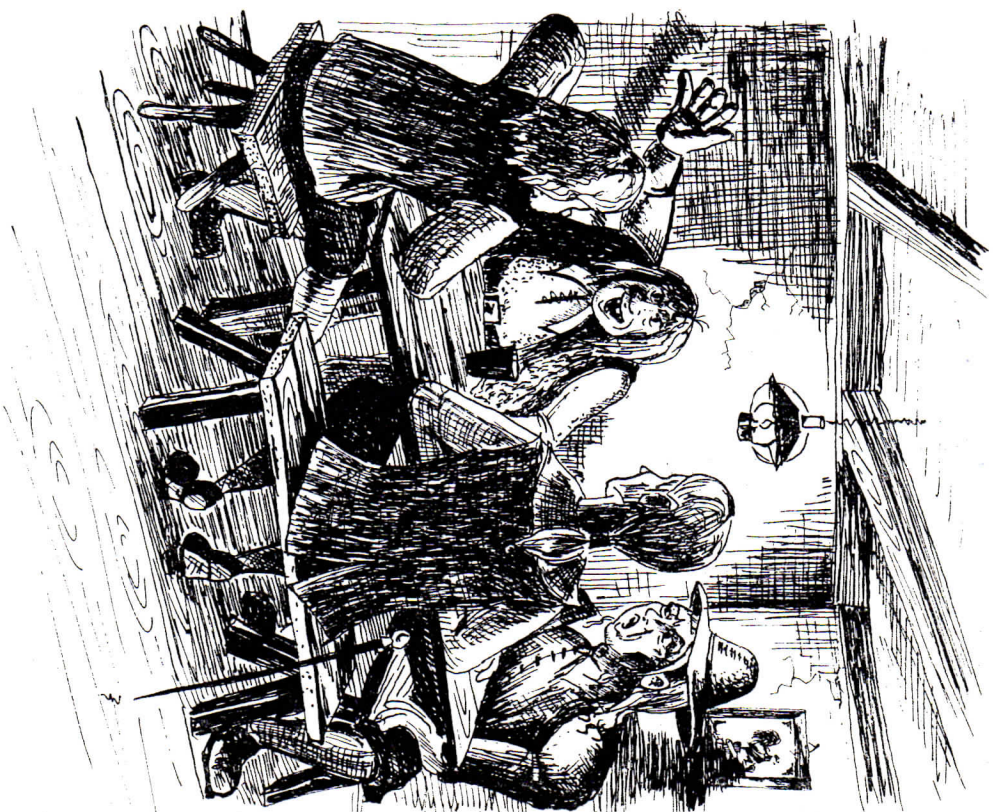
Mancher wundert sich darüber, daß die Oderdämme nicht ganz gerade gezogen sind. Das ist so gekommen: Friedrich II. hatte eine Kommission eingesetzt, die die Vermessung des neu gewonnenen Odenbruchslandes vornehmen sollte. Einmal war er selbst dabei und wollte bestimmen, wo die Deiche hinkommen sollten. Da er aber an diesem Tag nicht recht fest auf den Beinen stand, weil er vorher zu viel getrunken hatte, wackelte er immer von einer Stelle zur andern, und immer, wenn er seinen Krückstock aufsetzte, sagte er: „Hier kommt er hin, da kommt er hin!“ Daher sind heutzutage die Oderdämme nicht ganz gerade.



„Slot so 'rum, Johann!“

Friedrich II. hatte sich nach Letschin im Oderbruch begeben. Er hatte nämlich gehört, daß die Letschiner niemals sonntags zur Kirche gingen. Er verkleidete sich und gesellte sich unbekannt eines Sonntags am Vormittag zu den Bauern in der Gaststube. Die saßen da, stritten sich, tranken und spielten mit Würfeln. Zuerst spielte der König mit. Aber bald wurde es ihm zu langweilig. Er gab seinem Nachbarn eine saftige Ohrfeige und sagte: „Weitergeben!“ Jeder gab die Ohrfeige weiter an den nächsten, bis sie wieder zurück zum König kam. Schnell sagte Friedrich: „Slot so 'rum, Johann!“ Jetzt wurde die Ohrfeige entgegengesetzt im Kreis

weitergereicht, und immer, wenn die Reihe an den König kommen sollte, rief er: „Slot so 'rum, Johann!“ Das wurde den Bauern endlich zu bunt, und sie fragten Friedrich, wer er denn sei. Da sagte der König: „Eigentlich hätte ich den Krückstock nehmen sollen, weil ihr sonntags nicht in die Kirche geht.“ Jetzt merkten die Bauern, daß sie es mit ihrem König zu tun hatten. Fortab gingen sie alle regelmäßig sonntags zur Kirche.



Der Rattenfänger von Karlishof

Auf dem Karlishof bei Gusow lebte einst ein sehr gelitziger Verwalter, der nur Geld ausgab, wenn es unbedingt notwendig war. Eines Tages kam ein Rattenfänger dorthin und forderte 100 Taler, dafür wolle er sämtliche Ratten und Mäuse vom Vorwerk vertreiben. Er zog eine seltsame, aus Knochen geschnitzte Flöte aus der Tasche und blies darauf. Da krochen aus Ställen und Scheunen, aus dem Haus und allen Ecken und Winkeln des Hofes Ratten und Mäuse hervor. Sie wollte der Rattenfänger in kürzester Frist sämtlich vernichten. Doch der Verwalter war nicht bereit, die 100 Taler zu bezahlen.

Da blies der Fremde wieder auf seiner Flöte, und so schnell wie die Ratten und Mäuse gekommen waren, waren sie auch wieder verschwunden. Der Rattenfänger verließ den Karlishof. Das Ungeliefere verursachte weiter großen Schaden.

Nun schickte der Verwalter Leute aus, die den Fremden zurückholen sollten. Er kam nicht wieder. Seit jener Zeit gibt es auf dem Karlishof immer wieder Ratten und Mäuse, sooft sie auch vertilgt werden.

Der Mann, der immer nur großes Geld hatte

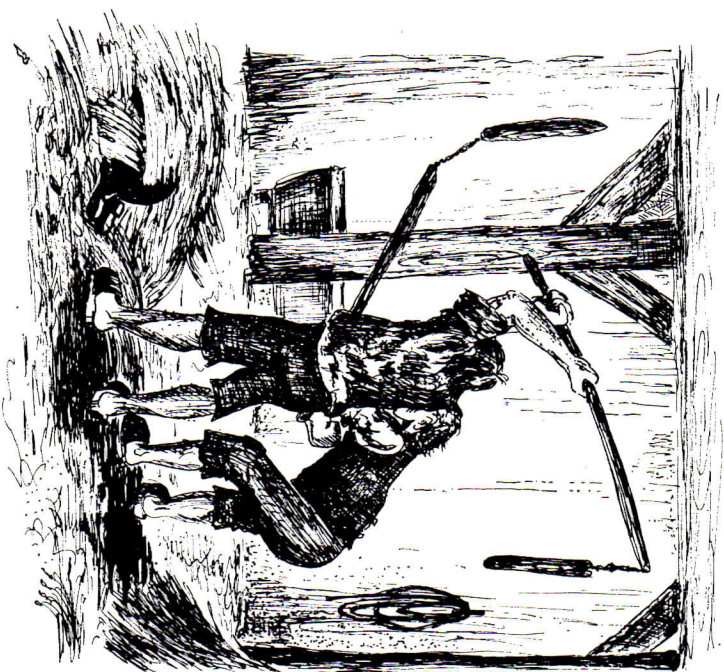
In Letschin lebte vor Zeiten der Schneidermeister Funk, der ein gut gehendes Herrenkonfektionsgeschäft betrieb. Er war gemeinhin bei den Leuten bekannt, nie kleines Geld im Hause zu haben. Er gab stets vor, nur einen Tausendmarkschein zu besitzen und daß er deshalb „momentan“ nicht bezahlen könne. Da natürlich niemand auf einen Tausender herausgeben konnte, mußte jedesmal die Zahlung unterbleiben.

Einst feierte seine Tochter Hochzeit. Zur Hochzeit gehörte auch Wein. Das war dem braven Schneidermeister klar. Aber wie sollte der Wein beschafft werden, wenn Funke kein Kleingeld im Haus hatte und den Tausender nicht wechseln wollte?

Der Meister wußte den Ausweg aus dieser Verlegenheit. Er erklärte der Höchstzeitgesellschaft, er habe Pech gehabt. Als er in den Keller gestiegen sei, um den Wein zur Festtafel heraufzuholen, habe er mit Schredden feststellen müssen, daß das Weinfäß geplatzt und ausgelauten sei. Als die Leute ihn fragten, was er mit dem ausgelautenen Wein gemacht habe, erklärte er, seine Frau habe damit die Stube aufgewischt. Es mußte auf der Hochzeit ohne Wein gehen.

Der Pfarrer und die Drescher

In früheren Zeiten bestanden die Einkünfte der Pfarrer zum größten Teil aus den Erträgen des Pfarrackers. Der Dorfpfarrer war gleichzeitig auch Ackerbauer. Und zur Winterszeit klapperten auch in der Pfarrscheune wie überall im Dorf die Dreschflügel.



Der Pfarrer beschäftigte mit dieser Arbeit zwei Drescher, war aber mit ihrer Arbeit nicht recht zufrieden, redete ihnen dazwischen und tadelte vor allem, daß sie die Garben zu dick anlegten. Um ihnen das zu beweisen, verkroch er sich während einer Arbeitspause heimlich unter das soeben angelegte Stroh in dem Glauben, daß die Schläge der Dreschflügel durch den dicken Strohhauten nicht durchdringen würden.

Zufällig hatte einer das gemerkt. Als die Drescher die Stelle erreicht hatten, wo sich der Pfarrer versteckt hielt, schlugen beide mit allen Kräften zu, so daß der Pfarrer schrie und jammerte und schleunigst aus der Scheune flüchtete. Er war von seinem Mißbrauen überzeugend geheilt.

Wenn sich die Drescher später anspornen wollten, recht kräftig mit ihren Fliegeln zuzuschlagen, sagten sie: „Da liegt der Priester drunter!“

Die Treibjagd

In den sogenannten Buschdörfern des niederen Oderbruchs, in den Jahren 1765 bis 1767 unter Friedrich II. auf dem Hohen Busch und der Drögen Werft neu angelegte Wollspinnerdörfer, lebte ein Mann namens Mai, ein nur unter dem Namen „Sondern-Mai“ weithin bekanntes Original, weil er fast jeden Satz mit dem Wörtchen „sondern“ anfang.

Sondern-Mai wurde eines Tages aufs Amt zur Treibjagd befohlen. Er packte also seine Sachen in einen Kober, steckte seine geliebte „Griese“, d. h. die Schnapsflasche, in die Brusttasche seiner Joppe und machte sich, den Treibstock in der Hand, auf den Weg. Außer dem Amtrrat, der die Jagd leitete, nahm als Gast auch ein Geheimer Kommerzienrat aus Berlin teil.

Bald ging die Hetzjagd los, und so mancher Hase mußte sein Leben lassen. Sondern-Mai trieb und nahm ab und zu einen tüchtigen Schluck aus seiner Griese; denn es war recht kalt.

Wieder einmal zückte er sein Fläschchen, im selben Augenblick legte der Gast aus Berlin an, zielte und schoß. Auch er hatte wie Sondern-Mai bereits dem Zielwasser tüchtig zugesprochen. Knall und Klirr war eins! Auf den Acker spritzte nicht das Blut des angeschossenen Hasen, dafür floß der edle Kornschnaps des Treibers Sondern-Mai auf die Ackerkrume.

Sondern-Mai erstarrte, dann stieg eine mächtige Wut in ihm auf. Es war noch Vormittag, und seine Griese hatte den gesamten Tagesvorrat enthalten. Laut brüllte Sondern-Mai auf und schrie nach dem Amtrrat. Der stürzte eiligst herbei in dem Glauben, es sei ein entsetzliches Jagdunglück passiert und ein Treiber angeschossen. Sein besorgter Blick streifte den wachsbleich gewordenen Gast aus Berlin.

„Aber Mai, Mai! Was brüllen Sie denn so?“ Der Amtrrat mußte schmunzeln, als er den Schaden besah. Jedoch war ihm der Vorfall gegenüber dem Kommerzienrat offenbar recht peinlich. „Aber bester Mai. Da brüllt man doch nicht gleich so. Gehen Sie in die Brennerei und lassen sich einen neuen halben Liter geben!“

Sondern-Mai ging aber nicht, er polterte weiter: „Sondern-Herr Amtrrat, et is man nich üm n' Schnaps, sondern — et is man ook üm de Griese.“ — Der Amtrrat wurde bereits ungeduldig: „Ja doch, Mai, ja doch! Solche Flasche wird sich wieder auftreiben lassen. Deshalb brüllt man doch nicht so!“

Sondern-Mai ging aber nicht, er polterte weiter: „Sondern — Herr Amtrrat, et is man ook nich bloß üm de Griese, sondern er kunnte mi dotschäten!“ Der Amtrrat war ratlos. Die Sache mußte irgendwie so schnell wie möglich aus der Welt geschafft werden. Aber dieser Mensch brüllte ja mit seiner Hartnäckigkeit die ganze Jagdgesellschaft zusammen. „Hören Sie doch, Mai! Es ist ja nichts passiert. Setzen Sie still, gehen Sie und holen Sie sich neuen Schnaps — nen ganzen Liter!“

Sondern-Mai spitzte die Ohren. Einen ganzen Liter? Das ließ sich hören! Trotzdem brummelte er weiter: „Sondern — Herr Amtrrat, wenn er nich schäten kann, denn sall er't lassen!“ Sprach's und ging in die Brennerei, um sich seinen Liter Schnaps zu holen.

Quellen und Texte

- Angelus, Andr.**
Annales Marchiae Brandenburg. Frankfurt a. d. Oder 1598
- Bekmann**
Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg, Frankfurt a. d. Oder 1751
- Burkhard, A.**
Märkische Sagen und Märchen, Berlin, 1965
- Engelien, A., und Jahr, W.**
Der Volksmund in der Mark, Berlin, 1868
- Fontane, Th.**
Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Zweiter Teil, Das Oderland. Berlin 1976, Aufbau-Verlag
- Friedel, E., und Mielke, Rob.**
Landeskunde der Mark Brandenburg, Teil III, Die Volkskunde, Berlin 1912
- Grässe, J. G. Th.**
Sagenbuch des Preussischen Staates. Glogau, Bd. I 1868, Bd. II 1871
- Karstedt, A. F.**
Beiträge zu einer Chronik der Stadt Seelow. Seelow 1878, Selbstverlag
- Kuhn, A.**
Märkische Sagen und Märchen, Berlin 1843
- Kunzendorf, P.**
Sagen der Provinz Brandenburg, 1912
- Löhre, H.**
Märkische Sagen, Leipzig 1921

- Schmidt, R.**
Märkische Wassergeister. Ein Beitrag zur brandenburgischen Sagenkunde. Separatdruck aus der „Brandenburgia“, Heft 10, 11, 12, XXV. Jg., 1917
- Pohlandt, Max.**
Lebuser Sagen und Geschichten. Leipzig o. J. (1927)
- Pohlandt, Max.**
Lebuser Land und Leute. Frankfurt (Oder), 1929
- Schroeder, P.**
Reitweinische Merkwürdigkeiten. Geschichte des Dorfes Reitwein im Oderbruch, 1904, Selbstverlag
- Tietze, E.**
Geschichten aus dem Bruch. Letschin 1927
- Winkelmann, A.**
Gusow und Platkow. 1904, Selbstverlag
- Deutsche Heimat**
Heimat-Beilage zur Zeitung für das Oderbruch und Zechiner Zeitung
- Heimat und Haus**
Blätter für Heimatkunde und christliches Familienleben. — Beilage zur Zeitung für das Oderbruch
- Zeitschriften „Brandenburg“ und „Brandenburgia“**

Inhaltsverzeichnis mit Quellenangaben

Sagen:

	Seite
Das spukende Schiffermädchen Engelien-Lahn, a. a. O. Nr. 49, S. 82 f.	5
Holt über! Engelien-Lahn, a. a. O. Nr. 63, S. 97 f.	6
Ein kopfloses Tier Engelien-Lahn, a. a. O. Nr. 57, S. 89 f.: „Kalb oder Schaf ohne Kopf“	7
Hexen Winkelmann, a. a. O. Kapitel: Sagen	7
Das Männlein mit dem roten Kragen Winkelmann, a. a. O. Kapitel: Sagen	8
Die kopflösen Reiter Winkelmann, a. a. O. Kapitel: Sagen	8
Die beiden Pudel Engelien-Lahn, a. a. O. Nr. 58, S. 90 ff.	8
Die weiße Frau auf den Ortziger Bergen Engelien-Lahn, a. a. O. Nr. 55, S. 88: „Die weiße Frau auf den Bergen bei Ortzig“	9
Die verwünschte Prinzessin auf dem Reitweiner Schloßberg Lohre, a. a. O. S. 12	9
Die Sage vom Biergrund bei Reitwein Schroeder, a. a. O. S. 7	11
Herzog Wladislaw vor Lebus Pohlandt, a. a. O. S. 52 f.	11
Der Mönch von Lietzen Pohlandt, Lebuser Sagen, S. 42 ff.	12
Die alte Burg in Falkenhagen Pohlandt, Lebuser Sagen, S. 48	13
Das Kind an der Zollbrücke in Gusow Winkelmann, a. a. O. Kapitel: Sagen	13

	Seite
Nachtwächter geht um Engelien-Lahn, a. a. O. Nr. 55, S. 87 f.	13
Bestrafte Neugierde Engelien-Lahn, a. a. O. Nr. 53, S. 86 f.	14
Die alte Jungfer Engelien-Lahn, a. a. O. Nr. 48, S. 81 f.	14
Der schlafende Schuster im Reitweiner Schloßberg Lohre, a. a. O. Nr. 26, S. 15	15
Der Kobold in Reitwein Pohlandt, a. a. O. S. 26 ff.	16
Der Wechseltaler Tietze, a. a. O. S. 149; vgl. auch Pohlandt, Lebuser Sagen, S. 47 f.	17
Die versunkenen Glocken in Platkow Winkelmann, a. a. O. Kapitel: Sagen	

Geschichten:

Der Schuster und sein „Karakter“ Winkelmann, a. a. O. Kapitel: Sagen	18
Der starke Schapelow von Quilitz Bekmann, a. a. O. Th. I. S. 278	19
Die evangelische Bierwurst aus Seelow handschriftlich aus Seelow	20
Die Historie von der Magd, die Geld gefressen hat Angelus, a. a. O. S. 324; vgl. Graesse, a. a. O. Nr. 69, S. 86 f.: „Historia und Bericht von der Magd, die zu Frankfurt an der Oder Geld gefressen hat“; vgl. ebendort Nr. 187, S. 165: Die geldfressende Besessene	22
Vom Schneidergesellen zum Feldmarschall Pohlandt, a. a. O. S. 20 ff.; vgl. Fontane, a. a. O. S. 213—233, Kapitel: „Der alte Derfflinger“ und „Gusow jetzt“	22
Die Sporen des alten Derfflinger Winkelmann, a. a. O.; vgl. auch Fontane, a. a. O.	23
	51

	Seite
Das Pferd	
Winkelmann, a. a. O. Kapitel: Sagen, S. 25	24
Die Teerbutte	
Winkelmann, a. a. O. Kapitel: Sagen, S. 24; vgl. Fontane, a. a. O. S. 261	25
Die Derflinger-Eiche	
Tietze, a. a. O. S. 146	25
Vom Tod des Läufers Unterfütter	
Pohlandt, a. a. O. S. 77 f. „Vom Läufer Unterfütter“	25
Die beiden Becken in Tucheband	
Kuhn, a. a. O. Nr. 187, S. 199 f.	26
Der Name Wollup	
Zeitschrift „Brandenburg“, Jg. 1927, S. 192	27
Friedrich II. und sein Leibkutscher in Dolgeln	
Fontane, a. a. O. S. 248	29
Das Seelower Brandlied	
Zeitschrift „Brandenburg“, Jg. 1928, S. 237; Karstedt, a. a. O. S. 131 ff.	30
Aus schwerer Zeit	
Winkelmann, a. a. O. Kapitel: Sage	32
Die Spukecke bei Jahnfelde	
Pohlandt, Lebusser Sagen, S. 49	34
Das Totenlager bei Sachsendorf	
Pohlandt, Lebusser Sagen, S. 62	34
Der Kriegsschatz	
Zeitschrift „Brandenburg“, Jg. 1929, S. 366 f.	35
Das zweite Gesicht	
Zeitschrift „Brandenburg“, Jg. 1928, S. 63	36

Schnurren

	Seite
Die goldene Hirschkuh	
Engelien-Lahn, a. a. O. Nr. 52, S. 83 f.	39
Die krumme Weide bei Ortwig	
Engelien-Lahn, a. a. O. Nr. 56, S. 89	39
Der Küster von Reilwejn	
Zeitschrift „Brandenburg“, Jg. 1921, S. 72: „Eine lustige Geschichte aus dem Reilweiner Kirchenbuch“	40
Die Frösche von Neubarnim	
Oberbarnimer Kreiskalender, Jg. 1929, S. 100	40
Warum die Oderdämme nicht ganz gerade sind	
Tietze, a. a. O. S. 144 f.	41
„Slot so 'rum, Johann!“	
Friedel-Mielke, a. a. O. Band III, S. 212	42
Der Rattenfänger von Karlishof	
Deutsche Heimat, a. a. O., Jg. 1936, Nr. 12	44
Der Mann, der immer nur großes Geld hatte	
Heimat und Haus, a. a. O., Jg. 1936, Nr. 10	44
Der Pfarrer und die Drescher	
Deutsche Heimat, a. a. O., Jg. 1936, Nr. 12	45
Die Treibjagd	
Deutsche Heimat, a. a. O., Jg. 1933, Nr. 104 247 (1,8)	46
Winkelmann, a. a. O. Kapitel: Sagen	